ANTONIA,

die Wilde vom Berge.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt

von

Elie Berthet.

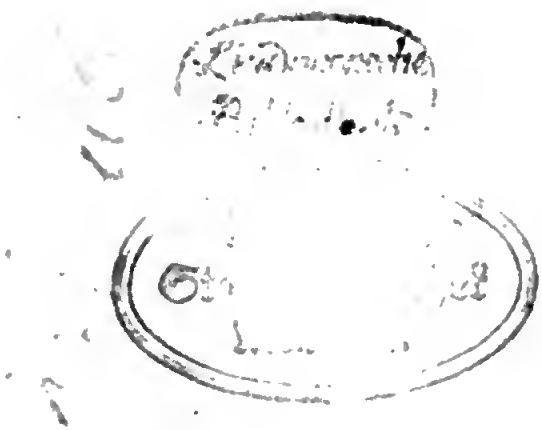
Deutsch

von

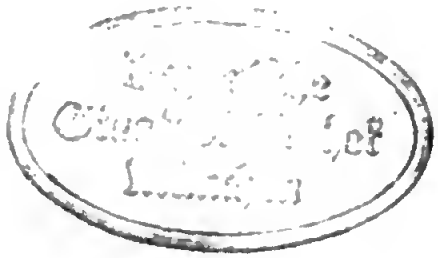
A. Heinrich.

Erster Theil.

Pest und Leipzig, 1850.
Hartleben's Verlags-Expedition.



Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien.



I.

Ueberall wo der Menſch ſeinen Wohnſitz aufſchlägt, modificirt er die Natur ſelbſt in denjenigen Theilen, auf welche ſeine Einwirkung anſcheinend machtlos iſt. Dieſe Bemerkung drängt ſich dem neugierigen Beſchauer ganz beſonders bei Betrachtung des Thales von Vic-d'Eſſos auf, welches ringsum von hohen Bergen eingeſchloſſen, im Mittelpunkte der Pyrenäen liegt. Noch vor nicht gar langer Zeit war dieſer wilde Landſtrich mit Waldungen bedeckt, in denen Bären und Eber einen willkommenen und unzugänglichen Zufluchtsort fanden. Allein ein hohes Intereſſe führte den civiliſirten Menſchen in dieſe Einöde; die Eingeweide der mächtigen Berge enthalten ein Metall, das koſtbarer als Gold iſt, nemlich Eiſen. Von der Zeit an als man dieſe Entdeckung gemacht hatte, bekam das Pyrenäen-Thal einen ganz andern Anſtrich; die Induſtrie mit ihrer gleichzeitig productiven und zerſtörenden Thätigkeit bemächtigte ſich desſelben. Während der Bergmann in tiefer Nacht künſtlich gewundene Schachte grub, wurden die alten Tannenwälder umgehauen und der Erdboden aufgeackert. An allen Punkten erhoben ſich Städte und Dörfer, ihres reichen Blättergewandes beraubt, haben gegenwärtig die Berge kaum noch einen ärmlichen grünen Ueberzug behalten; die Bergſtröme fließen, des ſchattigen

Baumdaches ledig, nur noch langsam in ihrem theilweise zerstörten Bette weiter; die Cultur hat sich die fruchtbarsten Anhöhen dienstbar gemacht. Hier schlängeln sich Fahrstraßen, wahre Meisterstücke der Geduld und Ausdauer längs der gähnenden Abgründe hin. Dort erheben sich Eisenwerke, Sägemühlen, Eisenschmieden nach catalonischer Art, Denkmäler des Gewerbfleißes, in denen Tag und Nacht das Geräusch der Maschinen ertönt, die Gesänge der Arbeiter, die Hammerschläge der Schmiede erschallen. Schwer beladene Wagen durchfurchen fortwährend den steinigen Boden. Was ist jedoch aus den dichten Waldungen geworden, von welchen wir vorhin sprachen? Man frage jene schwarzen Gebäude, deren hohe, von Ziegeln erbaute Camine in Säulenform, die azurne Bläue des Himmels ohne Unterlaß mit einem dicken übelriechenden Rauche verdunkeln.

Beiläufig vor dreißig Jahren hatte die Civilisation im Thale von Vic-d'Essos noch nicht so ganz das Uebergewicht über die Natur erlangt. Einige den höchsten Bergen naheliegende Bezirke hatten von der Wildheit ihres Charakters noch nichts verloren und die von den Städten entfernten, mit den letzteren in keiner Verbindung stehenden Weiler boten noch immer den traurigen und armseligen Anblick dar, von dem das am Ausgange des Thales nicht weit vom Pic du Montcalm gelegene Dorf Suc ein genaues Spiegelbild gab. Es bestand aus einem Dutzend elender Hütten, welche auf einem wellenförmigen Boden am Ufer eines Bergstromes zerstreut waren. Aus getrockneten Lehmziegeln erbaut, theils mit Stroh, theils mit Schieferplatten gedeckt, besaß ein jedes Häuschen noch eine kleine Umzäumung, in welcher etwas Gemüse im Schatten verkrüppelter Obstbäume mühselig fortkam. Eine kleine, sehr baufällige Kirche von halb alterthümlicher, halb moderner Bauart ragte über den niedrigen, von Hirten und Jägern bewohnten Hütten empor.

Am Anfange des Dorfes machte sich indessen ein ziem-

lich großes, an einen einzelnstehenden Felsen gelehntes Haus bemerkbar; es war dies das Wirthshaus, oder besser gesagt die Schenke des Dorfes. Das Erdgeschoß war dem Viehe und den Lastthieren ausschließlich vorbehalten; das obere Stockwerk, zu welchem man auf einer außerhalb angebrachten Leiter emporstieg, bestand aus einer einzigen Stube, wo die Reisenden mit dem Wirthe und seiner Familie gemeinschaftlich speisten und schliefen.

Ungeachtet dieses nichts weniger als comfortablen Ansehens war die Schenke von Suc an einem Herbstabende des Jahres 1813, welchen wir als den Ausgangspunkt dieser Erzählung bezeichnen müssen, der Schauplatz einer besonderen Regsamkeit. Der Stall hallte von dem Stampfen der Pferde und Maulthiere wieder, ein dichter, dem Schornsteine entsteigender Rauch kündigte Vorkehrungen zu einem Nachtessen an, ein fröhliches Gejauchze in der gemeinschaftlichen Stube verrieth die Anwesenheit zahlreicher und gut gelaunter Gäste.

Inzwischen war ein Reisender dem Wirthshause gegenüber am Wegrande stehen geblieben, gleichsam als zögerte er in dieses Pandämonium der gebirgsbewohnerischen Ausgelassenheit einzutreten. Es war das ein junger Mann von beiläufig fünf und zwanzig Jahren, dessen gebräuntes, männliches Antlitz eine bewundernswerthe Reinheit der Umrisse zur Schau trug; sein langes, schwarzes Haar wallte nach der Sitte des Landes über die Schultern herab, sein tiefschwarzes, schön geschlitztes Auge verrieth seine südländische Abstammung. Seine Kleidung war eine Vereinigung der städtischen mit der Ortstracht. Er trug ein blaues Barett, diese warm haltende und zugleich auch leichte Kopfbedeckung der Basken; eine graue Blouse umflatterte seine schlanken Glieder; tuchene Gamaschen und Schuhe von starkem Leder schützten seine Füße vor den Beschwerlichkeiten der rauhen Gebirgspfade. In unseren Tagen hätte man ihn für einen jener Touristen oder Maler gehalten,

welche die Gebirge des Studiums oder der Neugierde wegen als kühne Forscher durchstreifen; doch in der Periode, von welcher hier die Rede ist, gab es weder Touristen noch Maler, die das Arriege-Departement besuchten. Uebrigens reiste der junge Mann ungeachtet seiner von einer besseren Abstammung zeigenden Manieren zu Fuße und trug sein bescheidenes Gepäcke auf dem Rücken. Ein Tornister, ähnlich demjenigen der Soldaten hing ihm an zwei Tragriemen befestigt über die Achseln; quer über dem Tornister war ein Doppelgewehr, eine elegante und solid gearbeitete Waffe angebunden. Endlich hielt er einen jener langen, mit Eisen beschlagenen Stöcke in der Hand, welche bei längeren Gebirgsreisen eine unabweisliche Nothwendigkeit sind.

Wie gesagt, war der Unbekannte am Wegrande stehen geblieben. Auf seinen Stock gestützt, mit dem Rücken gegen das gastliche Haus gewendet, betrachtete er mit melancholischen Blicken die großartige Landschaft, die in der That im Stande war, seine Aufmerksamkeit zu fesseln.

Von dem Orte aus, wo er stand, konnte er das ganze Thal von Vic-d'Essos sammt dem Kranze von düsteren Bergen übersehen, welcher dasselbe einschließt. Die Sonne war dem Untergange nahe; der Gebirgskessel begann sich mit einem leichten Nebelschleier zu überziehen, welcher die Umrisse und die Farbe der tiefer liegenden Gegenstände in einem andern Lichte erscheinen ließ, wiewohl die Bergkuppen noch immer in ungetrübter Tageshelle erglänzten. Schon deckten die ungeheueren Schatten der luftigen Höhen die zerstreut liegenden Wohnungen der Ebene mit wachsender Dunkelheit zu, während die beschneiten Gebirgskämme gleich ebenso vielen riesigen Leuchtthürmen fernhin einen brennend rothen Lichtschein verbreiteten. Stolz und herrisch in den Aether emporragend beherrschten der Pic du Seguier, der Pic du Bassiès, der Felsen von Sem, der Pic de Vic-d'Essos und endlich der Montcalm alle diese imposanten Felsenmassen. Im Hintergrunde zeigten sich den

Blicken des Reisenden in violetter Färbung die drohenden Gebirge der spanischen Grenze, die kahlen Gipfel der Pla, der majestätische Bergkegel von Fontargente, neun bis zehn tausend Fuß über der Meeresfläche emporragend. Hatte das Auge einen Augenblick auf diesen glänzenden Höhen geweilt, so erblickte es, wenn es dann hinabsah, in der Tiefe nur wirre Umrisse und dunkle Schatten.

Doch das prachtvolle Schauspiel schien in seiner Gesammtheit für den jungen Reisenden nichts Ungewöhnliches zu seyn und er faßte mit besonderer Aufmerksamkeit den Montcalm in's Auge. Wiewohl einige Lieues von Suc entfernt, schien dieser Granitkoloß mit seinen Lawinen die ärmlichen Häuser des Dorfes zu gefährden. Er bildete eine majestätische Pyramide, deren Basis sich in ungeheueren Tannenwäldern verlor, deren Spitze sich in zartem Rosenroth auf dem silberfarbenen Horizonte abzeichnete. An gewissen Punkten seiner Abhänge schienen Tausende von Diamanten und Edelsteinen zu erglänzen; es waren dies die Eisfelder, in welchen sich die Strahlen der untergehenden Sonne brachen. Von Weitem gesehen, von dem letzten Schimmer der Tageshelle beschienen, überstrahlte dieser schöne Berg seine ganze Umgebung; selbst ein Atheist mußte bei diesem Anblicke an Gott denken.

Dennoch schienen blos menschliche Ideen den jungen Reisenden in Anspruch zu nehmen; seine Gesichtszüge drückten eine tiefe Rührung aus, eine Thräne rann ihm die Wange herab, und er flüsterte mit halberstickter Stimme, indem er seine Arme nach dem Berge ausstreckte:

»Vielleicht ist sie dort! . . . Endlich werde ich der Wahrheit auf die Spur kommen.«

Ein kühler Wind blies von den Bergen. Aber der Unbekannte dachte noch nicht daran, sich in's Gasthaus zu begeben, als ihn plötzlich das Geräusch nahender Schritte und menschlicher Laute aus seiner Betrachtung aufscheuchte. Er wandte sich um, und sah zwei neue Ankömmlinge, welche auf das Wirthshaus zuritten.

Der Eine war offenbar ein Angehöriger des Landes; an ſeinem bronzefarbigen Teint, an ſeinem etwas gekrauſten Haar, an ſeinem feurigen Auge, an dem gleichzeitig gemeinen und ſpöttiſchen Ausdrucke ſeiner Phyſiognomie konnte man ſofort einen jener Gitanos oder Zigeuner erkennen, denen man im Arriege-Departement bei jedem Schritte begegnet. Er mochte etwa ſechzig Jahre alt ſeyn und tiefe Falten durchfurchten ſein Geſicht. Ein breitkrämpiger Hut, eine kurze cataloniſche Jacke mit mehren Reihen von Schellenknöpfen geſchmückt, eine blaue, an den Knien offene Hoſe, und lederne Gamaſchen bildeten die Kleidung des Mannes, zu welcher noch ein rother, in Gürtelform um den Leib geſchlungener Mantel hinzukam. Er ritt auf einem kleinen haarloſen, räudigen Eſel, deſſen Seiten er zuweilen mit einem knotigen Stocke beſtrich. Im Ganzen genommen bot dieſe Perſönlichkeit jenen Anblick dar, der ſchon von der Ferne Mißtrauen einflößt, und mochte er nun ein Pferdehändler, Schafſcheerer oder Trödler ſeyn, eine der gewöhnlichen Profeſſionen der Zigeuner, die pfiffigen Bauern der Pyrenäenthäler hätten ſich, wenn ſie auf einem Jahrmarkte mit ihm zuſammen gekommen wären, wohl gehütet, ihm einen Handel anzubieten.

Der andere Reiſende ſtand zu dem eben Beſchriebenen augenſcheinlich in gar keiner Beziehung; er ſchien ſogar auf einer ganz anderen Straße nach Suc gekommen zu ſeyn. Er war ein Mann von reiferem Alter und verrieth in ſeinem Benehmen und ſeiner Kleidung den Städter. Er ritt ein tüchtiges, nach dem Gebrauche des Landes drollig aufgezäumtes Maulthier; ein zweites Maulthier, welches eine Art Führer an der Hand leitete, trug ſein Gepäcke. Die Anweſenheit dieſes Fremden in einem abſeitigen Dorfe ohne Handel und Gewerbe, weit von allen gebahnten Straßen entfernt, wurde erklärlich, ſobald man unter den Reiſegeräthſchaften einen langen, gezogenen Carabiner bemerkte, wie ſie in jenen Gebirgsgegenden allgemein im Ge-

brauche ſind. Es war jedenfalls ein Jagdfreund aus irgend einer benachbarten Stadt, welcher die Abſicht hatte, den Gemſen den Krieg zu erklären, denn ſchon zu jener Zeit gehörte die Gemsjagd zu den Hauptleidenſchaften der Nimrode des flachen Landes.

Dem erſten Anſcheine nach war inzwiſchen der Fremde nichts weniger als geeignet für jene beſchwerlichen Expeditionen, bei welchen man ſo vielen Mühſeligkeiten und Gefahren Trotz bieten muß. Wenn ſein Mantel zufällig aufging, ſah man eine magere, ſchwächliche Geſtalt, knochige Glieder, die von keiner Stärke zeigten; übrigens war er, ohne gerade alt zu ſeyn, doch nicht mehr in den Jahren, wo man ungeſtraft die Unbilden des Wetters, die Beſchwerlichkeiten des Weges und die unvermeidlichen Entbehrungen einer Gebirgsjagd ertragen kann. Allein eine nähere Prüfung änderte einigermaßen das Ergebniß des erſten Anblickes. Die Magerkeit mußte nicht gerade ein Zeichen von Körperſchwäche ſeyn; die ſchwächlichen Glieder konnten immerhin kräftige Muskeln aufzuweiſen haben, und die breiten Schultern des Mannes verliehen dieſer Vermuthung einen gewiſſen Grad von Wahrſcheinlichkeit. Uebrigens hatte ſeine ganze äußere Erſcheinung etwas abſtoßend Hartes und Finſteres an ſich. Sein braunes Geſicht, die eingefallenen Wangen, faßte ein ſchwarzer Backenbart wie in einem Rahmen ein. Ein grauer Schnurbart zog ſich bis zu den Mundwinkeln herab und ſchien einzig und allein die Beſtimmung zu haben, die häufigen convulſiviſchen Zuckungen der Lippen zu verbergen. Sein lebhaftes, aber falſches Auge konnte Niemanden gerade in's Geſicht ſehen. Mit Einem Worte, ungeachtet des beſtändigen Ausdruckes von Höflichkeit in ſeiner Phyſiognomie machte der Mann auf den Beobachter einen weit ungünſtigeren Eindruck, als der Zigeuner mit ſeinem gemeinen und verſchmitzten Geſichte.

Der Mann mit dem grauen Schnurbarte war vor dem Stalle abgeſtiegen, während ſein Führer mit lauter Stimme

nach dem Wirthe rief: »Der Zigeuner war gleichfalls von seinem Esel heruntergesprungen, was übrigens nicht schwer war, da seine Füße schon im Reiten beinahe den Boden berührten. Mit einem schlechten Futtersacke in der Hand, schritt er nach dem Hause zu, um für sein armseliges Thier Futter zu holen. In diesem Augenblicke näherte sich auch der junge Mann mit dem blauen Barett, seiner schwärmerischen Betrachtung entrückt, dem Wirthshause, so zwar, daß alle drei Reisende am Fuße der Stiege, oder vielmehr der Leiter, welche nach der Gaststube führte, zusammentrafen.

Sie wechselten einige rasche Blicke. Diese drei Individuen, so verschiedenartig an Kleidung, Betragen und jedenfalls auch an gesellschaftlicher Stellung, kannten einander nicht, hatten einander niemals gesehen; dessen ungeachtet drückten diese Blicke Mißtrauen, Abneigung, ja beinahe eine beleidigende Herausforderung aus. Eine Art innerer Ahnung benachrichtigte sie, daß sie ein und derselbe Zweck an diesem Orte zusammenführte, daß bereits zwischen ihnen eine geheime Rivalität bestand. Allein dieser Eindruck war ein schnell vorübergehender; der Mann mit dem grauen Schnurbarte beschäftigte sich mit dem Abladen seines Gepäckes; der Zigeuner begann die Maulthiere zu untersuchen, als beabsichtigte er, mit deren Eigenthümer einen gewinnbringenden Tauschhandel abzuschließen. Was den jungen Reisenden anbelangte, so warf er noch einen letzten Blick nach dem Montcalm, dessen Umrisse in der wachsenden Dunkelheit zu verschwinden anfingen, kletterte dann flink die Leiter empor und trat in die Wirthsstube, wo er bereits eine zahlreiche Gesellschaft vorfand.

Das Innere des Wirthshauses entsprach seiner einfachen und ungeschlachten Außenseite vollkommen; die Schenke von Suc war von den spanischen Ventas und den orientalischen Caravanserais, wo man nur vier nackte Wände vorfindet und sein Abendbrot selbst mitbringen muß, nur wenig verschieden. Vergessen wir jedoch nicht hinzuzufü-

gen, daß dieſe Aehnlichkeit inſofern keine vollkommene war, als die Stube, in welche der junge Mann mit dem blauen Barett ſoeben eintrat, der Meubeln nicht ganz entbehrte. Einige Breter von Tannenholz, kaum etwas abgehobelt und an im Fußboden befeſtigten Pfählen angenagelt, ſtellten die Tiſche vor. Einige hin und wieder zerſtreute, den Ankömmlingen unter die Füße rollende Holzblöcke dienten ſtatt der Stühle. Längs der Wände angebrachte, mit Stroh oder Moos angefüllte Käſten bildeten die Betten. Und ſelbſt dieſe koſtbaren Lager ſchienen nur den Ariſtokraten, den Sybariten der civiliſirten Lebensweiſe vorbehalten zu ſeyn, denn an dieſen ſargartigen Bettſtellen, ſah man noch Schaffelle auf der Erde ausgebreitet, auf deren jedem ein Holzklotz als Kopfkiſſen lag. An zwei oder drei Stellen hatte man ſogar die Schaffelle für einen unnützen Luxus gehalten; ein auf dem Fußboden ausgebreiteter Mantel mit dem Reiſebündel unter dem Kopfe nahm des Nachts die müden Glieder gewiſſer nicht ſehr verzärtelter Gäſte auf.

Auch die beſorgten Magen mußten ſich durch den Reichthum an aufgeſpeicherten Lebensmitteln ſofort beruhigt fühlen. Ungeheure ſchwarze Brotlaibe lagen auf dem mittleren Tiſche. Um denſelben in Gruppen herum ſitzende Jäger tranken Landwein aus hornenen Bechern und gingen dabei mit der Miene von Leuten zu Werke, welche ſicher ſind, es könne ihnen eher an Wein, als an Geld und an Credit fehlen. Endlich drehte ſich ein ganzer Gemsbock am Spieße über einem mächtigen Feuer; die noch blutige Haut hing neben dem Herde an der Wand, ein ſicherer Beweis, daß das Wildpret noch ganz friſch war. In der That hatte das arme Thier, welches nun an der Feuerglut einen ſo traurigen Anblick darbot, noch am Morgen die jungen Schößlinge der Wachholderſtaude benagt und am Abhange des Montcalm den Frühthau eingeſchlürft. Der Bergbewohner, der es erlegt hatte, verkaufte es dem

Wirthe und war eben darüber, den dafür erhaltenen Betrag in einem Winkel der Stube in spanischem Wein zu vertrinken.

Der Camin oder Herd, von dem wir sprachen, bestand in einem steinernen Feuerplatze und einem im Dache des Hauses angebrachten Loche, das immer offen stand und dem Rauche erlaubte, ungehindert und ohne eine Leitungsröhre zu entweichen; da ihn jedoch der frische Abendwind zeitweilig wieder zurücktrieb, so erfüllte er nicht selten die ganze Stube, zum großen Nachtheile für die Augen der Anwesenden. Ein auf diesem großen Feuerherde aufgeschichteter Haufen harzigen Holzes brachte eine knisternde Flamme hervor, welche längs der Mauer in die Höhe steigend, beinahe die Dachfirste erreichte.

Um dieses belebende Feuer saßen mehre Reihen von Reisenden, Männer und Weiber. Diese an einem solchen Orte, wenige Schritte von der spanischen Grenze, versammelte Gesellschaft bildete, wie man sich leicht denken kann, ein sonderbares Gemenge. Da gab es catalonische Maulthiertreiber mit ihren kurzen Jacken und weiten Beinkleidern, Schwärzer in Baretts und rothen Gürteln, Eingeborne des Landes oder »Toys« in ihrer braunen Kleidung und mit breitkrämpigen Hüten; die Weiber trugen runde Mützen und waren in schwarze Mäntel eingewickelt. Alle näherten sich der Flamme; dieser um seine mit Nägeln beschlagenen Schuhe oder seine mit Stricken befestigten Sandalen zu trocknen, jener um seine nackten Füße zu erwärmen. Diese verschiedenen Stellungen, diese kräftigen Gesichtsbildungen, diese malerischen Costume bildeten zusammen ein scharf colorirtes Bild, das einem Genremaler willkommenen Stoff zu einem Gemälde geliefert hätte.

Der Eintritt des jungen Mannes im blauen Barett erregte keine besondere Aufmerksamkeit. Der Wirth, ein hagerer, geschwätziger Mann, der mitten im Kreise an einem Strumpfe strickte, begnügte sich, ihm einen der

als Bettstellen dienenden Kästen zu bezeichnen, gleichsam um ihn einzuladen, sein bescheidenes Gepäcke daselbst niederzulegen. Die Wirthin, ganz und gar in die Zubereitung des Nachtessens vertieft, wurde seine Ankunft kaum inne. Was die übrigen Reisenden anbelangt, so warfen sie dem neuen Ankömmlinge einen gemessenen Blick zu und fuhren fort sich über die Ereignisse des spanischen Krieges zu unterhalten, der damals in seiner ganzen Stärke wüthete und die Bewohner der Pyrenäen ganz vorzüglich interessirte.

Der Unbekannte schien seinerseits über den frostigen Empfang weder böse zu seyn, noch gerieth er deshalb in Verlegenheit. Nachdem er mit einer Höflichkeit voll natürlicher Anmuth ringsum gegrüßt hatte, ging er auf das ihm vom Wirthe angewiesene sogenannte Bett zu, legte dort seinen Tornister und seinen eisenbeschlagenen Stock ab und näherte sich, nachdem er von seinem Lager solchergestalt Besitz genommen, dem Camine.

Niemand rührte sich, um ihm Platz zu machen; er hielt seine Hände oberhalb der Köpfe der egoistischen Reisenden an's Feuer, um sie zu erwärmen und hörte dem allgemeinen Gespräche nur mit halben Ohren zu.

Er hätte noch länger in dieser mühseligen Stellung verharren können, wenn nicht ein kleiner, vierschrötiger Bergbewohner, mit einem von Kohlen geschwärzten Gesichte, am andern Ende der Stube im Patois der dortigen Gegend, einer Art verdorbenem Spanisch, plötzlich ausgerufen hätte:

»Bei unserer lieben Frau von Heas! ich irre mich nicht ... das ist ja Herr Valentin Norbert, der Bergbau-Ingenieur von Vic-d'Essos!«

Diese in einem achtungsvollen Tone gesprochenen Worte bewirkten ein sofortiges Aufhören der allgemeinen Unterredung und Aller Augen sahen sich mit neugieriger Hast nach dem jungen Reisenden um. Der Letztere, mit einem Male der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit

geworden, erröthete ein wenig; vielleicht verdroß es ihn auch einigermaßen, ſich in dieſer ſonderbaren Geſellſchaft ſo laut beim Namen nennen zu hören; allein er ließ den kleinen Bergbewohner, welcher über dieſe Begegnung erfreut und auf dieſe Bekanntſchaft ſtolz zu ſeyn ſchien, nichts davon merken.

»Ah, Du biſt's, Peter Caſtou,« ſagte er in derſelben Sprache, indem er ihm mit der Hand einen Gruß zuwinkte, »Du haſt uns alſo allen Ernſtes verlaſſen...? Man ſieht Dich nicht mehr in der Grube!«

»Je nun, lieber Herr, die Arbeit behagte mir nicht länger. Täglich ſieben Stunden beim Grubenlicht unter der Erde arbeiten ... das gefiel mir durchaus nicht. Ich liebe es, das Sonnenlicht zu ſchauen und die geſunde Luft unſerer Berge frei einzuathmen; darum zog ich es auch vor im Eiſenhammer des Herrn Surin, dort unten bei Sentenac in Arbeit zu treten. Wenigſtens kann man von Zeit zu Zeit, wenn man die Augen aufſchlägt, ein Stückchen blauen Himmel ſehen ... Aber, Donnerwetter! ſoll denn ein Mann wie Sie ſtehen bleiben? Vorwärts, Ihr guten Leute, macht ein wenig Platz für den Herrn Ingenieur ... Ihr möget wiſſen, daß er trotz ſeiner Jugend die Bergwerksarbeiten ganz allein leitet und über vierhundert Arbeiter unter ſich hat. Iſt das nicht viel? Und noch dazu verdankt Herr Valentin Norbert das Alles ſich allein und iſt durch ſeine eigene Bemühung ſo geſchickt geworden ... Doch, da Ihnen Niemand Platz machen will, geehrter Herr, ſo nehmen Sie hier den meinigen ein.«

In der That hatte die beredte Lobeserhebung auf die Anweſenden nicht den geringſten Eindruck gemacht: ihr Stolz als Gebirgsbewohner ließ es nicht zu, dem Range des Fremden auch nur das mindeſte Zugeſtändniß an einem Orte zu machen, wo ihrer Anſicht nach die vollkommenſte Gleichheit herrſchte. Valentin wollte, um der neugie-

rigen Besichtigung, deren Gegenstand er war, mit einem Male ein Ende zu machen, das Anerbieten des ehemaligen Bergmannes eben annehmen, als der Wirth selbst aufstand und ihn bat, sich auf dem Ehrenplatze niederzulassen. Um diese Artigkeit zu begreifen, muß man wissen, daß der würdige Gasthausbesitzer unter den Bergleuten von Vic d'Essos einen Neffen hatte, zu dessen Gunsten er sich den Herrn Ingenieur geneigt machen wollte. Der junge Beamte dankte ihm mit einem Lächeln und setzte sich rasch nieder, um in der Menge zu verschwinden. Sofort wurde das frühere Gespräch wieder aufgenommen und Norbert hoffte, vor allen fernern Zudringlichkeiten frei zu bleiben.

Allein das war nicht nach Meister Castou's Sinne, dem kleinen Schmiede war daran gelegen, der ehrenwerthen Versammlung zu zeigen, auf welch' freundschaftlichem Fuße er mit dieser wichtigen Persönlichkeit des Thales stehe.

»Ohne unbescheiden zu seyn, Herr Norbert,« begann er mit lauter Stimme, »das Geschäft, um dessentwillen Sie das Bergwerk verließen, muß ein sehr wichtiges seyn? Man bedarf Ihrer dort unten ganz curios, und wenn Sie fort sind, geht Alles schief . . . Ich will mir den Kopf abschlagen lassen, wenn Ihnen die Regierung nicht irgend einen gewichtigen Auftrag ertheilt hat, denn sonst würde man Sie in diesem Augenblicke nicht in Suc sehen.«

Diese Neugierde, diese Beharrlichkeit, die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken, verdroß Valentin nicht wenig; dessen ungeachtet versetzte er mit Ruhe:

»Du irrst Dich, mein Freund; ich sehnte mich gleich Dir etwas frische Luft zu schöpfen und den blauen Himmel zu sehen . . . Ich habe Urlaub genommen und bin nun aus dem einfachen Grunde hierher gekommen, um die letzten schönen Tage zur Jagd auf Gemsen und Birkhühner zu benutzen.«

»Sie kommen, um in unſerem Canton zu jagen? Dann thun Sie mir gewiß nicht die Schande an, einen andern Führer zu nehmen, als mich. Unſere Berge ſind wie Sie wiſſen, ordentlich zum Halsbrechen eingerichtet; faſt jedes Jahr laſſen hier einige arme Jäger ihre Gebeine zurück.«

»Ich danke Dir für deinen guten Willen, Caſtou; allein ich werde mir gar keinen Führer nehmen.«

»Warum nicht gar! Das iſt unmöglich!«

»Warum? Ich bin ein Eingeborner des Landes und habe einen ſichern Tritt. Zudem gehe ich am liebſten allein auf die Jagd.«

Dieſe in einem entſchiedenen Tone ausgeſprochenen Worte ließen keine Widerrede zu.

»Schön, ſchön, Herr Ingenieur,« verſetzte Caſtou den Kopf zurückwerfend, »ſchon gut. Nun weiß ich was Sie hierher führt; weder die Gemsböcke ſind es, noch die Birkhühner.«

»Du weißt, was mich hierher führt?« frug Valentin ganz erſtaunt.

»Zum Henker! Das iſt nicht ſchwer zu errathen. Man ſagt, es gebe in dieſer Gegend Silberminen. Die Regierung wird die Geſchichte erfahren haben und ſchickt Sie nun hierher, Sie, den geſchickteſten Metallurgen des Landes, um unſere Cantone zu unterſuchen. Darum wollen Sie allein ſeyn . . . Habe ich nicht den Nagel auf den Kopf getroffen? Ich bin ein Pfiffikus, wie Sie ſehen! Ha, ha, ha! Es iſt nicht leicht, mir einen Bären aufzubinden.«

Valentin überließ den Eiſenarbeiter ſeiner Heiterkeit über ſeinen vermeintlichen Scharfſinn und ſchwieg ſtill. Allein der Gaſtwirth, welcher ſich dem Vorgeſetzten ſeines Neffen angenehm zu machen wünſchte hielt die Gelegenheit für günſtig, ſich in das Geſpräch zu miſchen.

»Bah, bah! Castou,« sagte er lachend, »Du hast es nicht errathen; ich will darauf wetten, der Herr Ingenieur hat eine andere Absicht. Er ist jung und hübsch und will ohne Zweifel dem wilden Frauenzimmer von Montcalm ein wenig den Hof machen.«

»Dem wilden Frauenzimmer!« rief Valentin mit bebender Stimme.

»Dem wilden Frauenzimmer!« wiederholten mit lebhafter Betonung zwei andere Stimmen.

Sofort trat ein tiefes Stillschweigen ein. Die neuen Stimmen hatten das Mißtrauen gewisser Bergbewohner wachgerufen, welche, die Wahrheit zu sagen, kein reines Gewissen besaßen. Aller Augen wandten sich nach der Thüre; der Reisende mit dem grauen Schnurbart und der Zigeuner mit dem räudigen Esel, waren so eben in die Stube getreten und hatten im Augenblicke, wo der Wirth von dem wilden Frauenzimmer sprach, jenen Ausruf nicht unterdrücken können.

Die Anwesenheit des Zigeuners schien die Mehrzahl der Gäste weder zu überraschen noch zu beunruhigen; es war dies eine jener Gestalten, denen man in der Dorfschenke zu Suc nothwendiger Weise begegnen mußte; allein nicht so war es mit dem andern Unbekannten. Dieser letztere war in der Nähe des Kreises mit einem sarkastischen Lächeln auf den Lippen stehen geblieben. Sein Schnurbart und sein langer bis zum Kinn zugeknöpfter Rock gaben ihm das Ansehen eines Militärs in Civilkleidung und machten auf die Gäste einen lebhaften Eindruck. Zwei oder drei der Furchtsamsten standen sogar auf, suchten ihr ärmliches Gepäcke aus dem Winkel hervor und entfernten sich ohne alles Geräusch.

Der Fremde schien dieses plötzliche Verschwinden als einen ihm gezollten Tribut der Hochachtung anzusehen und gerieth darüber durchaus nicht in Verwunderung. Er bemächtigte sich mit vornehm thuender Leichtigkeit des einen

der leergebliebenen Sitze, während der etwas schüchterne Zigeuner im Hintergrunde in seiner aufrechten Stellung verharrte.

»Guten Abend, Ihr braven Leute,« begann der beschnurbartete Mann in einem familiären Tone auf catalonisch; »laßt Euch durch mich nicht stören . . . Ihr spracht, wie ich glaube, von dem wilden Frauenzimmer, über welches die Zeitungen Wunderdinge berichten, und das man, wie es heißt, letztlich in dieser Gegend gesehen hat.«

Diese Frage war augenscheinlich an Valentin Norbert gerichtet; allein der Ingenieur war nicht geneigt, diesen Umstand zu beachten.

»Zum Guckuck!« fuhr der Unbekannte in launigem Tone fort, »es wäre mir durchaus nicht unangenehm, während meines hiesigen Aufenthaltes zu erfahren, was es eigentlich mit dieser wunderbaren Erscheinung für eine Bewandtniß hat. Die wilden Frauenzimmer sind in Frankreich jetzt eben nicht mehr sehr häufig . . . Doch gesteht es nur, meine guten Freunde, die Geschichte ist eine Erfindung Eurer munteren Jäger, um damit die Stadtleute zum Besten zu haben. Gewiß gibt es hier ebenso wenig ein wildes Frauenzimmer als anderwärts!«

Wenn es seine Absicht war, die Bergbewohner dadurch zum Reden zu bringen, daß er eine im ganzen Lande als wahr erachtete Thatsache bezweifelte, so hatte er sich nicht getäuscht. Ungeachtet ihrer Abneigung, sich mit dem verdächtigen Fremden in irgend welche Beziehungen einzulassen, erhoben sämmtliche Anwesende ihre Stimme, um gegen seine Behauptung Verwahrungen einzulegen.

»Es gibt ein wildes Frauenzimmer,« rief der Eine, »ich selbst habe sie im Tannenwalde des Montcalm schreien gehört, als ich eines Tages mit einigen Leuten aus Andorra die Fährte eines Bären verfolgte.«

»Sie warf mir einen Tannzapfen an den Kopf, als ich unlängst in der Nähe des Gletschers jagte.«

»Und ich, ich habe sie zwei Mal gesehen,« sagte ein alter Jäger nicht ohne Stolz; »und zwar erst vor einem halben Jahre zum letzten Male.«

»Aber ich habe sie heute gesehen,« rief der Bergbewohner, der den Gemsbock gebracht hatte, mit rauher Stimme aus, indem er seinen Krug spanischen Weines leerte.

Valentin stand rasch auf.

»Ihr habt sie gesehen?« rief er aus. »Um Gottes Willen sagt mir . . .«

Er hielt inne, da er bemerkte, daß ihn der graue Schnurbart mit forschenden Blicken betrachtete.

»Das Frauenzimmer ist eine so außerordentliche Erscheinung,« fuhr er in einem ruhigeren Tone fort, »daß Alles, was man von ihr erzählt, ein hohes Interesse erregen muß . . . Erzählt uns doch Euer Abenteuer, guter Mann.«

»Ja, ja, erzähle uns doch die Geschichte, Jacquet,« riefen gleichzeitig mehre Stimmen. »Wie zurückhaltend dieser Jacquet ist! Er begegnet dem wilden Frauenzimmer und rühmt sich dessen nicht.«

Der Jäger that einige Züge aus seinem Kruge.

»Bah,« begann er mit einiger Verlegenheit, indem er sich mit dem Ellbogen auf den Tisch stützte, »die Sache ist kaum der Rede werth; doch, wenn Ihr die Geschichte nun einmal wissen wollt . . . Ich hatte so eben den alten Schäfer Giuseppe bei einem Schneefelde des Montcalm verlassen. Giuseppe beschrieb mir, wo ich eine Heerde Gemsen finden sollte, welche er am Morgen bemerkt hatte. Meinen Carabiner auf der Achsel rückte ich vor, um die Bursche zu überraschen, welche im Schatten eines spitzen Felsens weideten. Plötzlich vernahm ich über

mir ein leises Geräusch und im selben Augenblicke rollte ein kleiner Stein zu meinen Füßen herunter. Ich erhob die Augen und sah etwas, das zwischen den Felsblöcken herumsprang; ohne recht zu wissen, was es eigentlich sey, legte ich an und drückte los; ein schreckliches Geheul ließ sich vernehmen, und als sich der Pulverdampf verzogen hatte, sah ich nichts mehr.«

»Unglückseliger!« unterbrach ihn Valentin mit Unwillen, »Ihr habt das arme Mädchen verwundet, vielleicht gar getödtet.«

Der Jäger sah den jungen Mann von der Seite an.

»Nein, nein, lieber Herr! meine Kugel ging zu hoch, da mich der Vorsprung eines Felsens im Zielen hinderte, und das Ding verschwand wie ein Blitz.«

»Und Ihr hieltet nicht an, um Euch zu überzeugen, ob Ihr das unglückliche Geschöpf getroffen habt oder nicht? Ihr besaßet nicht Menschlichkeit genug um . . .«

»Wenn ich Ihnen aber sage, daß ich fest überzeugt bin, zu hoch geschossen zu haben,« versetzte der Pyrenäenbewohner mit steigender Heftigkeit; »ich hatte wohl Zeit stehen zu bleiben . . . Eine ganze Stunde lang mußte ich auf dem Bauche hinkriechen, um den Gemsen nahe zu kommen und als ich hinkam, fand ich sie schon auf der Lauer. Ich konnte weiter nichts schießen, als den schönen Bock, der sich dort am Spieße so prächtig ausnimmt. Sie mögen sich meiner erinnern, wenn Ihnen die fetten Bissen des Wildprets die Gurgel hinabrutschen . . . Sie sollen leben!«

Er trank seinen Wein aus, grüßte mit einem verdrießlichen Gesichte und entfernte sich.

Valentin hatte Mühe gehabt, seinen Zorn zu beherrschen. Das Betragen des Mannes schien ihm ganz unmenschlich und der strengsten Bestrafung werth zu seyn. Nach Jacquet's Entfernung ließ er seinem Unwillen die Zügel schießen, allein die Anwesenden schenkten

seinen Declamationen kein besonderes Gehör. Nur ein Einziger gab ihm Recht, ja übertraf ihn noch durch die Lebhaftigkeit und Zungenfertigkeit, mit welcher er Jacquet's Benehmen tadelte: es war dies der Zigeuner. Dieses Individuum, welches bis dahin bescheiden in einem Winkel gehockt hatte, gleichsam um auf sich vergessen zu machen, erschöpfte sich nun in Schmähungen gegen den rohen Jäger. Er hob die Hände und die Augen zum Himmel empor, und rief mit südländischer Uebertreibung die Rache Gottes auf den Verfolger des wilden Mädchens herab, so zwar, daß seine wachsende Exaltation das Gepräge des Grotesken annahm.

»Was mich anbelangt, lieber Freund,« hob bald darauf der Mann mit dem grauen Schnurbart im Tone des Zweifels an, »was mich anbelangt, so finde ich in der Erzählung des braven Mannes, der uns eben verließ, nichts von Allem dem; was ich eigentlich zu wissen wünschte . . . Ich frage noch einmal, wer ist das Frauenzimmer, von dem man sich so sonderbare Geschichten erzählt? Laßt sehen, erbarmt sich Niemand meiner Neugierde?«

»Meiner Treu, lieber Herr,« begann nun der Wirth selbst, indem er einen Blick über die Gesellschaft gleiten ließ, gleichsam als wollte er sie um ihre Unterstützung bitten, »Jedermann wird es Ihnen eben so gut sagen können als ich. Unser wildes Frauenzimmer lebt auf dem Montcalm, mit Verlaub zu melden, wie die Bären und die Wölfe. Selbst in der ärgsten Kälte hat sie keine andere Körperbedeckung als ihr langes Haar. Sie setzt über Abgründe, erklimmt die steilsten Felsen, klettert auf den Bäumen herum, und springt von Ast zu Ast. Man weiß eigentlich nicht wovon sie lebt, und sie läßt Niemanden an sich heran kommen. Wenn ihr zufällig Jemand begegnet, so stößt sie ein fürchterliches Geschrei aus, welches mit dem Geheul eines Thieres viel Aehnlichkeit hat,

und flüchtet ſich ſogleich in die unzugänglichſten Klüfte, wohin ihr der kühnſte unſerer Jäger, ſelbſt wenn er ſich mit dem Ausnehmen der Adlerneſter abgibt, nicht zu folgen wagt. Sie bewohnt eine Art Abgrund, welcher mit zackigen Felſen eingefaßt iſt, und den außer ihr noch keines Menſchen Fuß betrat. Man nennt dieſen ſchauerlichen Ort den Teufelsbrunnen. Das Alles ſcheint Ihnen, wie ich wohl ſehe, unglaublich, allein ich nehme dieſe achtbaren Leute hier zu Zeugen, ob ich gelogen habe.«

Die Verſammlung beſtätigt in der That einſtimmig die Genauigkeit dieſer Angaben. Valentin hörte mit einer nachdenklichen Miene zu; der Zigeuner hingegen unterbrach die Erzählung des Wirthes von Zeit zu Zeit durch Ausrufungen wie:

»Teufel, wie das ſchön iſt! . . . Ein wahrer Schatz! . . . Das theuere Gottesweib! . . . Heilige Jungfrau von Atocha komm mir zu Hilfe!«

Dabei ſtieß er mit einer wahrhaft komiſchen Rührung tiefe Seufzer aus.

»Und iſt's ſchon lange her,« frug der Fremde, »daß ſich dieſes Wunderding in Eurem Canton zum erſten Male ſehen ließ?«

»Man glaubt ſie ſchon vor einigen Jahren bemerkt zu haben; allein erſt im vergangenen Frühjahr wurde man ihrer wirklich anſichtig. Drei Jäger aus unſerem Dorfe hatten den Montcalm beſtiegen; plötzlich zeigte ſich ihnen das wilde Frauenzimmer auf einem Felsblocke ober ihren Köpfen . . . Diou biban! Hatten die Leute Angſt! André, der ihr am nächſten ſtand, glaubte den Teufel zu ſehen; vor Schrecken ließ er ſeinen Carabiner fallen. Dann ſtieß das wilde Frauenzimmer einen gellenden Schrei aus, ſprang von einer Höhe, welche André auf mindeſtens dreißig Fuß ſchätzte, mitten unter die erſchrockenen Jäger hinunter, lief wie ein Schneehuhn am Rande des Abgrundes hin und verſchwand dann in einem unzugängli-

lichen Tannenwalde. Von jenem Tage an ſprach man viel von dem wilden Frauenzimmer. Man erinnert ſich jetzt ſehr vieler Umſtände, die man bis dahin nicht beachtet hatte und gewiß könnte der alte Giuſeppe, welcher ſein halbes Leben auf jenem Berge zubringt, über das Geſchöpf ſo manchen Aufſchluß geben, wenn er nur wollte; allein Giuſeppe iſt kein Menſch wie ein anderer, er ſpricht wenig und da er jedenfalls ein Zauberer iſt, ſo hütet man ſich wohl, ihn auszufragen . . . Hirten, welche gleichfalls den ganzen Sommer auf dem Montcalm zubringen, erzählten, ſie hätten einmal Wäſche neben ihrer Hütte zum Trocknen aufgehängt, dieſelbe aber ſpäter nicht wieder finden können. Man legte dieſen Diebſtahl dem wilden Frauenzimmer zur Laſt; denn was man auch immer ſagen mag, ſo geht ſie doch nicht ganz nackt . . . Einige Male ſahen auch unſere Jäger ein ſonderbares Weſen in den Baumwipfeln herumſpringen; allein ſie glaubten es mit einer verdammten Seele oder mit einem Kobold zu thun zu haben. Vor beiläufig vier Jahren endlich hatte ſich ein Deſerteur von Sentenac vor der Gensdarmerie auf den Montcalm geflüchtet. Von Hunger und Elend getrieben, kam er hierher, um Brot und ein Obdach zu verlangen. Er erzählte, er hätte mehr als einmal in dem weichen Schnee Spuren eines bloßen Fußes gefunden, die jedoch ſo klein waren, wie diejenigen eines zehnjährigen Kindes. Ohne Zweifel ſtammten ſie von dem wilden Frauenzimmer her, welches ſeitdem groß geworden iſt . . .«

Valentin Norbert ſtand abermals auf.

»Seyd Ihr dieſes Umſtandes auch gewiß?« frug er, »ich hörte nie etwas davon . . . Die Füße eines Kindes von vier Jahren,« fügte er leiſe hinzu. »Ja, ja, kein Zweifel mehr, ſie iſt es, mein Gott, ſie iſt es!«

Der Mann mit dem grauen Schnurbarte ſah ihn erſtaunt an.

»Dieſe unglaubliche Erzählung ſcheint Sie ſehr zu intereſſiren, mein Herr,« begann er auf Franzöſiſch. »Meſſen Sie denn dieſem Geplauder eines abergläubiſchen Volkes, welches die Thatſachen offenbar entſtellt und übertreibt, Glauben bei?«

»Warum nicht, mein Herr?« verſetzte der Ingenieur in halber Zerſtreuung.

»Wie, wirklich, Sie glauben daran? . . . Noch einmal, mein Herr, Sie ſcheinen ein vernünftiger und aufgeklärter Mann zu ſeyn: ich frage Sie nun in vollem Ernſte, ob Sie an das Daſeyn des wilden Mädchens von Montcalm glauben können?«

»Wie ſollte ich noch daran zweifeln, nachdem das unglückliche Geſchöpf von ſo vielen Leuten geſehen worden iſt? Wohl mögen einzelne Umſtände ihrer Geſchichte noch unbekannt ſeyn, oder entſtellt werden, was jedoch ihre Exiſtenz anbelangt, ſo iſt ſie heutzutage eine allgemein bekannte Thatſache.«

»Das allgemeine Bekanntſeyn hat nichts zu bedeuten, ſo bald es ſich darum handelt, alberne Hirngeſpinſte für Thatſachen gelten zu laſſen. Der geſunde Menſchenverſtand ſträubt ſich ſchon gegen die Annahme, daß ein Mädchen, welches ſeine erſten Lebensjahre ohne Zweifel unter ſeines Gleichen zubrachte, ſich aller Gewohnheiten des civiliſirten Lebens ſo ſehr entäußern könnte. Von was würde ſie den Winter über auf dem beſchneiten Gipfel jenes rauhen Berges leben? Wie könnte ſie gleich einem Vogel von Aſt zu Aſt hüpfen, wie, gleich einem Fiſche, im Waſſer ſchwimmen, gleich einer Gemſe über Abgründe ſetzen, ſo wie es dieſe Leute behaupten? Ohne Kleidung, ohne Obdach würde ſie unmöglich dem fürchterlichen Wetter widerſtehen können, welches den Montcalm durch ſechs Monate im Jahre ganz unzugänglich macht. Warum ſollte ſie übrigens mit einer ſolchen Hartnäckigkeit Individuen ihrer Gattung aus dem Wege gehen? Warum nicht irgend ein Wort

derjenigen Sprache ſtammeln können, welche ſie in ihrer Kindheit von den Lippen ihrer Mutter erlernte? Dieſe Bedenklichkeiten gegen die Wirklichkeit jener ſogenannten Thatſache, ſcheinen mir, ich muß es geſtehen, unabweislich.«

Valentin dachte einen Augenblick nach.

»Mein Herr,« hob er endlich an, indem er ohne Zweifel vergaß, zu wem er ſprach, »auch mir ſind, gleich Ihnen, ſo manche Punkte in den Berichten über dieſe ausnahmsweiſe Erſcheinung nicht ganz klar; doch wenn man die Wirkung der Einſamkeit auf ſo manche Bewohner dieſer Berge geſehen hat, erſcheint Einem die Geſchichte von dem wilden Mädchen nicht mehr ſo unwahrſcheinlich. Es iſt hier gebräuchlich, daß die Hirten zu Anfang des Frühlings ihre Heerden nach den Bergen treiben und erſt zu Anfang des Winters wieder nach den Ebenen zurückkommen. Nach dieſen ſechs Monaten eines einſamen und ſchweigſamen Lebens kommen ſie nicht ſelten faſt ebenſo abgehärtet, eben ſo wild in ihre Dörfer zurück wie dieſe unglückliche Unbekannte; ſie ſind gegen natürliche Affectionen unempfindlich und haben oft ſogar ihre Mutterſprache verlernt. Ihr Verſtand iſt, für einige Zeit wenigſtens, zum Inſtinct der Thiere herabgeſunken, mit welchen ſie in immerwährender Berührung ſind. Und nun mögen Sie ſelbſt beurtheilen, welchen ungeheuren Einfluß eine mehrjährige Einſamkeit und beſtändige Abgeſchloſſenheit auf ein Mädchen, ein Kind ausüben mußte.«

Er ſchwieg und ſtieß einen tiefen Seufzer aus.

»Ganz gut, mein Herr; Sie zeigen mir wohl die Wirkung, allein ich ſehe noch immer die Urſache nicht . . . Welcher Grund könnte ein Mädchen, und wenn Sie wollen ein Kind bewogen haben, der Welt zu entfliehen und eine ſo elende Lebensart zu wählen?«

»Wohlan denn!« rief Norbert mit Wärme aus, als ließe er ſeinen geheimſten Gedanken freien Lauf, »den-

ken Sie ſich einmal, daß dieſes Kind in einem Alter, wo die Seele noch nicht im Stande iſt, heftige Eindrücke zu ertragen, plötzlich von irgend einem großen Unglück betroffen wurde; denken Sie ſich, es ſey Zeuge einer blutigen Schreckensſcene geweſen, eines jener Auftritte, welchen keine menſchliche Natur erleben kann, ohne in Wahnſinn zu verfallen; denken Sie ſich endlich, daß eben dieſes Kind in Folge dieſer ungeheuren Gemüthserſchütterung in die Berge entfloh . . . Fände dieſe Menſchenſcheu, dieſe wilde Lebensart unter ſolchen Umſtänden keine natürliche und hinreichende Begründung?«

Das ſpöttiſche Lächeln des Fremden war verſchwunden, eine wahre Leichenbläſſe überzog ſein Geſicht.

»Mein Herr,« ſagte er mit bewegter Stimme, »gewiß wiſſen Sie über dieſes Frauenzimmer mehr, als Sie ſagen . . . Ich wäre ſehr begierig zu erfahren . . .«

Valentin hob den Kopf empor, als erwachte er aus tiefem Schlafe.

»Ich, mein Herr?« fiel er dem Fremden ins Wort, indem er ſeine Geſichtszüge zu einem Lächeln zwang, »ich weiß nichts . . . Es war dies nur ſo meine Vermuthung . . . das unglückliche Schickſal des Mädchens muß natürlicher Weiſe die Einbildungskraft eines jungen Mannes beſchäftigen und die meinige müht ſich ab, eine Löſung dieſes Räthſels zu finden.«

Der graue Schnurbart ſah ihn durch einige Minuten ſchweigend an.

In dieſem Augenblicke trat der Wirth in den Kreis ſeiner Gäſte, um dem Märtyrerthum eines kleinen Jungen ein Ende zu machen, welcher ganz roth, und von Schweiß triefend, den Bratſpieß drehte. Der Wirth lud zum Nachteſſen ein. Schon waren die irdenen Teller und zinnernen Gabeln auf dem Tiſche vertheilt und Kerzen brannten in den hölzernen Leuchtern. Einige der Anweſenden erhoben ſich, um an dem patriarchaliſchen Male Theil zu nehmen.

Andere, welche zu arm waren, warfen sehnsüchtige Blicke nach dem Gemsviertel, welches der Wirth so eben in einer ungeheuren Schüssel auf den Tisch gestellt hatte und dem ein äußerst appetitlicher Wildpretgeruch entströmte, nahmen dann ihren mageren Proviant zur Hand und begannen zu essen. Glücklich derjenige, welcher in seinem Weinschlauche noch einen Tropfen vorfand, um damit seine magere Mahlzeit hinabzuschwemmen.

»Wohlan, mein Herr,« nahm nun der graue Schnurbart das Wort, indem er sich mit einem munteren Lächeln zu Valentin wandte, »wird Sie der Gedanke an das wilde Mädchen von Montcalm daran hindern, diesem vortrefflichen Wildpret zuzusprechen? Wenn Sie ein Eingeborner des Landes sind, so müssen Sie wissen, daß der Gemsbraten durch das Kaltwerden seinen Wohlgeschmack einbüßt; darf ich so frei seyn, Sie einzuladen, an meiner Seite Platz zu nehmen?«

Valentin verneigte sich, um dem Fremden für seine Artigkeit zu danken; allein sey es Zerstreutheit, sey es der Wunsch, jedem weiteren Gespräche auszuweichen, er setzte sich an einen dem bezeichneten ganz entgegengesetzten Platz des Tisches. Der Fremde machte ein finsteres Gesicht und biß in seinen dichten Schnurbart; doch machte er weiter keine Bemerkung und ließ sich gleichfalls nieder.

Bevor er jedoch die fürchterliche Portion berührte, welche ihm der Wirth vorlegte, ließ er seinen Blick über die armen Teufel gleiten, welche um den Herd herumstanden. Unter ihnen bemerkte er den Zigeuner, welcher, den Bratenduft einschlürfend, ein Stückchen schwarzes Brot aß. Der Unbekannte machte ihm ein Zeichen näher zu treten.

»Du bist ein Zigeuner, ein Gitano, wie ich glaube?« redete er ihn auf catalonisch an.

»Ich kann es nicht in Abrede stellen.«

»Ihr Zigeuner ſteht in einem üblen Rufe. Doch warum ſetzeſt Du Dich nicht mit zu Tiſche?«

»Je nun, Senor, die Geſchäfte gehen jetzt ſo ſchlecht und ich muß mein Geld zuſammenhalten, weil ich hier etwas Großartiges zu kaufen beabſichtige . . . Wenn dann einige Knochen auf Ihrem Teller übrig bleiben, ſo werde ich dieſelben mit Dank annehmen.«

»Warum nicht gar! Knochen gehören für Hunde . . . ſetze Dich dort nieder . . . ich will Dich tractiren und dann werden wir mit einander Eins plaudern.«

Der Landſtreicher ließ ſich dieſe Einladung nicht zwei Mal ſagen; er gehorchte ſchnell und fing an mit der Gefräßigkeit eines armen Ausgehungerten zu eſſen, welcher ſich auf fremde Koſten ſättiget.

Die übrigen Gäſte waren ſchon in vollſter Thätigkeit; ein Jeder hatte aus ſeiner Taſche ein großes Meſſer hervorgeholt und zerſchnitt nun ſeine Portion Braten, ohne ſich viel um die Regeln der Tranchirkunſt und Reinlichkeit zu kümmern.

»Wie heißt Du?« frug der Reiſende ſeinen neuen Tiſchgenoſſen.

»Jeandot Perez, Senor.«

»Ohne Zweifel biſt Du ein Pferdehändler, wie die Meiſten deiner Stammgenoſſen?«

»Ich bin es geweſen, mein Herr, und habe überhaupt ſchon viele Gewerbe betrieben; allein Unglücksfälle und Verfolgungen . . . kurz ich habe nur noch einen Eſel zu verkaufen. Sie haben ihn dieſen Abend geſehen; ein ſchönes Thier, meiner Treu! und wenn er Ihnen behagte, ſo würde ich ihn Ihnen gerne verkaufen . . . nicht ſehr theuer, etwa um den Preis der Haut.«

»Danke,« ſagte der Mann mit dem grauen Schnurbarte, verächtlich lächelnd. »Welches Gewerbe betreibſt Du gegenwärtig?«

Digitized by Google

»Hm, Senor, ich pfusche ein wenig in Alles . . In der letzten Zeit habe ich mich etwas mit dem Zeigen von Sehenswürdigkeiten befaßt und die Märkte bereist. Aber die Geschäfte gehen schlecht, ich mußte mir viele Mühe geben, und brachte gerade nur mein Leben durch.«

»Ah! und welche Art von Sehenswürdigkeiten stelltest Du zur Schau aus?«

»Ich weiß nicht recht, ob ich's Ihnen sagen soll ... doch, meinetwegen! mit der Sache ist jetzt ohnehin nichts mehr zu machen. Je nun, lieber Herr, ich ließ meinen Esel sehen . . Man muß erfinderisch seyn; ich hatte dem guten Thiere die Haare abgeschoren und machte es täglich mit englischer Stiefelwichse schwarz; dann setzte ich ihm ein Horn vorne an der Stirne an und zeigte es den guten Spießbürgern als ein soeben aus dem Innern von Amerika angekommenes Einhorn. Die Geschichte ließ sich gut an; noch nie hatte man ein so seltenes, ein so wunderbares Thier gesehen; von allen Seiten hagelte es schwere Sous-Stücke; allein die Polizei nahm meine kleine Speculation übel auf, wie mir denn überhaupt die Regierung seit jeher aufsässig war . . . ich mußte meine Bude schließen und mich wieder nach den Bergen begeben.«

Und der Speculant stieß nach diesen Worten einen schweren Seufzer aus.

»Ich verstehe,« bemerkte der Fremde mit gedämpfter Stimme, »Du mußt wohl mehr als ein Mal mit der Polizei zu thun gehabt haben, und ich wette, daß Du mit ihr noch mehr als Eine alte Rechnung auszugleichen hast.«

Jeandot Perez brachte einen Bissen in die unrechte Kehle.

»Ich bin ein ehrlicher Mann!« brummte er, heftig hustend.

»Wohl wohl, Du bist derjenige, welcher Du bist. Doch welche Absicht führt Dich in diesem Augenblicke hierher?«

»Oh! mein Herr,« sagte der Zigeuner mit Enthusiasmus, indem er plötzlich wieder seiner Stimme mächtig wurde, »ein prächtiges Project, eine herrliche Idee... Wenn es mir diesmal gelingt, so ist mein Glück gemacht. Aber die Concurrenz!«

»Nun, und worin besteht dein Plan?«

»Alle Wetter! das ist mein Geheimniß!«

»Jedenfalls irgend eine Spitzbüberei . . . Doch zur Sache: willst Du Dich auf einige Tage in meine Dienste begeben, Jeandot Perez?«

»Sehr gerne, guter Herr. Doch, haben Sie nicht schon einen Diener?«

»O nein, das ist blos ein Maulthiertreiber, den ich zum Fortschaffen meines Gepäckes in Foix aufgenommen habe. Als ich heute Abends hier anlangte, gab ich ihm seinen Abschied . . . Schlag ein! Du sollst mir nur wenige Tage dienen, und ich überlasse Dich dann ganz deinen Speculationen. Du weißt doch in dieser Gegend Bescheid?«

»Und ob! ich war ja auch durch einige Zeit unter den Schwärzern.«

»Dacht', ich mir's doch gleich . . . Du könntest mir also ganz gut als Führer nach dem Montcalm dienen?«

»Nach dem Montcalm!« wiederholte der Zigeuner, dessen Augen vor Freuden glänzten, »Sie wollen nach dem Montcalm gehen? Du guter Gott! auch ich habe in jener Gegend zu thun.«

»Die Sache ist also abgemacht. Du erhältst von mir nebst der Verköstung täglich noch einen Piaster und wenn ich mit Dir zufrieden bin, erhältst Du das Doppelte.«

Jeandot Perez drückte seine Freude durch eine Menge sonderbarer Ausrufungen, Handbewegungen und Augenverdrehungen aus; diese komische Pantomime zog die Aufmerksamkeit der übrigen Gäste auf sich.

»Diou biban!« rief mit spöttischer Betonung der Wirth von der andern Seite des Tisches herüber, »hüten

Sie ſich vor dieſem Spitzbuben, Herr Reiſender, denn er ſieht mir ganz darnach aus, als wollte er Ihnen einen ſeiner gewöhnlichen Streiche ſpielen . . . Seit der bekannten Begebenheit im Römerhauſe ſind die Zigeuner in unſerer Gegend nichts weniger als beliebt.«

»Im Römerhauſe!« wiederholte Herr Norbert mit dem Ausdrucke des tiefſten Schmerzes.

»Nicht die Zigeuner ſind es, welche das Verbrechen begingen,« ſtotterte Perez trotz ſeines ſonnverbrannten Geſichtes erblaſſend, als er dieſe Anſpielung auf ein in der Gegend wohlbekanntes unglückliches Ereigniß vernahm.

»So!« verſetzte der Wirth, »als ob es die Richter und Gensdarmen nicht ſchwarz auf weiß zu Protokoll gegeben hätten, eine Bande elender Zigeuner habe unter der Anführung eines Erzſchurken, Biroben der Pferdehändler genannt, die That begangen und ſich dann nach Spanien geflüchtet, ſeit welcher Zeit ſich Biroben nicht weiter in unſerer Gegend ſehen ließ.«

»Still, ſtill! lieber Freund,« unterbrach ihn Caſtou mit einem bedeutungsvollen Blicke auf Valentin, »nehmt Eure Reden wohl in Acht; es könnte hier Leute geben, welche . . . Leute, denen . . . kurz, es iſt beſſer, wenn jetzt nicht weiter von der Sache geſprochen wird.«

»Du haſt Recht,« ſagte der Wirth, wie von einem plötzlichen Lichtſtrahl erhellt; »jetzt fällt mir erſt ein, daß Herr Norbert . . . ſchon gut, Caſtou, ich verſtehe . . . der arme junge Mann, iſt ganz außer ſich gerathen.«

Wirklich war Valentin plötzlich vom Tiſche aufgeſtanden und hatte ſich in einen Winkel der Stube zurückgezogen. Er ſchien ſich den Blicken der neugierigen Gäſte entziehen zu wollen; allein das durchdringende Auge des Fremden mit dem grauen Schnurbarte war ihm auch dorthin gefolgt.

»Perez,« frug er endlich den Zigeuner, »kennſt Du dieſen jungen Mann?«

»Haben Sie es denn nicht gehört,« erwiederte der Zigeuner, der ſich von ſeiner Verwirrung noch nicht erholt hatte, »haben Sie nicht gehört, daß er Valentin Norbert heißt und Ingenieur in dem Bergwerke von Vic d'Eſſos iſt?

»Norbert!« wiederholte der Fremde, indem er ſein Gedächtniß aufzufriſchen ſchien; »dann iſt er wohl ein Neffe des Geiſtlichen ... Doch was für eine Abſicht brachte ihn in dieſe Gegend?«

Der Zigeuner blinkte mit den Augen, gleichſam als wüßte er um die Sache und wandte ſich dann zu ſeinem Tiſchnachbar linker Hand, welcher gerade Caſtou, der junge Bergmann war, der Herrn Valentin Norbert zuerſt erkannt hatte. Ein lebhaftes Geſpräch entſpann ſich zwiſchen den beiden Männern.

Mittlerweile ging das Nachteſſen zu Ende und die Gäſte ſtanden vom Tiſche auf, um ſich zur Ruhe zu begeben. Nun nahm Valentin den Wirth bei der Hand und führte ihn in einen Winkel der Wirthsſtube.

»Lieber Freund,« ſagte er zu ihm, »ich will morgen noch vor Tagesanbruch weiter gehen, ſeyd daher ſo gut, mir noch heute meine Rechnung zu machen. Ueberdies wünſchte ich noch einige Aufſchlüſſe über den alten Schäfer Giuſeppe zu erhalten, von welchem dieſen Abend die Rede war.«

»Giuſeppe?« erwiederte der Wirth voll Verwunderung, »wenn Sie dem etwas zu ſagen haben, ſo müſſen Sie ihn oben auf dem Montcalm aufſuchen.

»Nun wohl, ich will hingehen.«

»Hm, das iſt ein Unternehmen, welches ſchon viele Herrn verſuchten und das nur höchſt ſelten zu einem guten Ende führte ... Uebrigens habe ich durchaus nichts gegen Giuſeppe einzuwenden, wiewohl er, wie man ſagt, mit dem Teufel im Bunde ſteht; er iſt ein ehemaliger Pächter aus dieſer Gegend, und zeichnet ſich durch Ehrlich-

keit und Dienstfertigkeit aus, obschon ihm sein mürrisches Wesen wenig Freunde macht. Er ist schon seit geraumer Zeit recht wohlhabend, setzt es sich aber dessenungeachtet noch immer in den Kopf, sein Vieh selbst in die Berge zu treiben. Dort bringt er alle Jahre die Weidezeit zu, ohne auch nur mit einem einzigen Menschen zusammen zu kommen.«

»In welcher Gegend befindet sich seine Schäferei?«

»Sie ist nicht schwer zu erkennen. Unter allen Schäfern des Montcalm hat sich Giuseppe am höchsten niedergelassen . . . Seine Hürde und seine Hütte liegen in der Oule-Blanche nicht weit vom Teufelsbrunnen, wo das wilde Mädchen wohnt. Schon vom Fuße des Berges aus macht sich der Ort durch zwei große, graue Felsblöcke bemerkbar, welche dazu den Eingang bilden. . . . Diou biban! die Oule Blanche befindet sich gerade unterhalb desjenigen Bergabhanges, wo sich gewöhnlich die Lavinen bilden. Schon oft baten die Leute Giuseppen, er möchte doch vorsichtig seyn, da er an einem schönen Morgen sammt seiner Heerde recht leicht unter einem Schneefalle begraben seyn könnte; aber Giuseppe ist ein alter Hartschädel, der keinen andern Willen kennt, als den seinigen. Uebrigens glaubt man, er sey im Besitze eines Zaubermittels, das ihn vor ähnlichen Unglücksfällen bewahrt . . . Sind Sie wirklich entschlossen, den Pic du Montcalm, der unsere kühnsten Gämsenjäger zur Verzweiflung bringt, zu besteigen?«

»Mit Gottes Hilfe werde ich ihn erklimmen und wohl auch noch einige Zeit daselbst zubringen?«

»Einige Zeit! Was fällt Ihnen ein? . . . Wissen Sie denn nicht, mein Herr, daß der Winter vor der Thüre ist? Wenn Sie ein Unwetter überraschte . . .«

»Giuseppe bleibt ja auch dort, seine Erfahrungen werden mir von Nutzen seyn und ich beabsichtige, seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen.«

»Sie werden dort sehr unbequem wohnen. In seiner

*

Schäferei gibt es weder Tiſche, noch Stühle, noch Betten, ſo zu ſagen gar nichts.«

»Was liegt daran?« verſetzte Valentin mit einer ſonderbaren Ueberſpanntheit, »ich werde auf den Felsblöcken ſchlafen, wenn es ſeyn muß . . . Doch ſagt mir einmal, lieber Freund, iſt denn dieſer Teufelsbrunnen, von welchem Ihr dieſen Abend ſpracht, wirklich ſo ganz und gar unzugänglich?«

»Barmherzigkeit, lieber Herr! Was wollen Sie dort thun? Auf drei Seiten iſt der Teufelsbrunnen von ſteilen Felſen, wie von Mauern eingeſchloſſen, die mehr als zweihundert Fuß hoch ſind.«

»Und auf der vierten Seite?«

»Da iſt's noch weit ſchlimmer. Da ſteht ein, etwa eine halbe Meile breiter von Abgründen durchſchnittener, durch Dickicht und Felsblöcke unwegſam gemachter Tannenwald . . . Noch nie iſt ein menſchliches Geſchöpf bis zum Teufelsbrunnen gekommen.«

»Vielleicht nur deshalb, weil es eben noch Niemand verſucht hat. Wohnt nicht das ſogenannte wilde Mädchen ſeit langer Zeit an jenem Orte?«

»Wahrſcheinlich iſt das wilde Mädchen gar kein menſchliches Geſchöpf, denn man erzählt ſich ſonderbare Sachen von ihr . . . Je nun, Sie werden es ſelbſt ſehen, wenn Sie hinkommen. Man muß eine ſonderbare Begierde nach Entdeckung von Gold- und Silberminen haben, um ſie an ſolchen Orten zu ſuchen . . . Ein jeder beſorge ſeine Angelegenheiten, werden Sie mir antworten . . . Aber wovon wollen Sie oben leben?«

»Gerade über dieſen Punkt wollte ich mich mit Euch in's Einvernehmen ſetzen. Dem alten Giuſeppe werden doch von Zeit zu Zeit Lebensmittel hinaufgeſchickt?«

»Ja wohl, alle acht Tage bringt ihm einer ſeiner Enkel, welcher dort am Eingange des Dorfes wohnt, ſein Brot.«

»Könntet Ihr für mich nicht dasselbe thun, was man für Giuseppe thut und mir Lebensmittel nach der Oule-Blanche schicken?«

»Wie! Sie wollen . . . Je nun, es sey. Nur wollte ich wetten, Herr Norbert, daß ich nicht lange Lebensmittel hinaufzusenden haben werde . . . Sie mögen immerhin ein Eingeborner seyn, wenn Sie ein einziges Mal vier und zwanzig Stunden in einer Höhe von 8000 Fuß zugebracht haben werden, wird Ihnen die Geschichte zu viel werden . . . Sie werden sehen! Erinnern Sie sich nur, daß ich Sie gewarnt habe!«

Valentin benachrichtigte den Wirth ferner, daß vielleicht Briefe für ihn anlangen würden und bat ihn, ihm dieselben sofort durch einen besonderen Boten auf den Montcalm nachzuschicken. Mit diesen Vorkehrungen zu Ende gekommen, suchte er sein ländliches Lager auf, weniger um zu schlafen, als um sich seinen Gedanken ungestört hingeben zu können.

Schon hatten sich die meisten Reisenden theils auf Mooslagern, theils auf Schaffellen zur Ruhe gelegt und aus verschiedenen Theilen der Wirthsstube ließ sich ein harmonisches Schnarchen vernehmen. Einige catalonische Schwärzer saßen indessen noch um den Herd herum und unterhielten sich von ihren schon ausgeführten oder noch beabsichtigten Expeditionen. Bei dem ungewissen Scheine des Feuers, welches noch im Camine brannte bemerkte Valentin, wie der Mann mit dem grauen Schnurbarte gleichfalls den Wirth bei Seite zog und sich mit ihm sehr lebhaft unterhielt.

II.

Tags darauf, im ſelben Augenblicke, wo ſich der erſte Schimmer der Morgenröthe am Horizonte zeigte, trat Valentin aus der Schenke von Suc und ſchritt geraden Weges auf den Montcalm zu. Das Tageslicht reichte kaum hin, um in dieſer rauhen Gebirgsgegend mit Sicherheit den Weg zu finden und noch immer glänzten einige Sterne am tiefblauen Himmel; deſſen ungeachtet waren die meiſten Gäſte der Dorfſchenke dem jungen Manne bereits zuvorgekommen; ja einige derſelben, namentlich die Schwärzer, hatten ſich ſchon um Mitternacht auf den Weg gemacht. Als Valentin durch die Stube geſchritten war, in welcher er mit ſo vielen Andern die Nacht zugebracht, hatte er indeſſen bemerkt, daß der Mann mit dem grauen Schnurbarte und der Zigeuner noch feſt ſchliefen, der eine auf einem Strohlager, der andere auf der blanken Erde. Ohne ſich über dieſe Empfindung Rechenſchaft geben zu können, hatte er ein geheimes Vergnügen darüber empfunden, der neugierigen Beobachtung dieſer beiden Männer entgangen zu ſeyn und er athmete frei und leicht, nun er die dunſtige, übelriechende Wirthsſtube hinter ſich ſah.

Mit Rückſicht auf die beabſichtigte, ſo ſehr beſchwerliche Wanderung hatte er einige zweckmäßige Abänderungen in ſeinem Anzuge angebracht. Eine baskiſche Blouſe hielt ihn warm und ſtatt der ſchweren Schuhe ſchützten Gamaſchen von geflochtenen Stricken ſeine Füße gegen das Ausgleiten auf den Gletſchern. In der einen Hand hielt er ſein Doppelgewehr, in der andern ſeinen eiſenbeſchlagenen Stock; ſeinen Torniſter, der ſeine Habſeligkeiten enthielt, trug er auf dem Rücken. So ausgerüſtet ſchritt er munter und ohne viele Beſchwerde ſeinem Ziele zu.

Bald waren die Hütten von Suc ſeinen Augen ent-

rückt und er betrat eine Gegend, in welcher die Spuren der Cultur immer seltener wurden. Schon machte sich eine ziemlich empfindliche Kälte bemerkbar: einer jener Nachtwinde, welche in den Pyrenäenthälern so häufig sind, brauste durch das Laub der Korkeichen und Kastanienbäume. Ein dichter Nebel deckte die niedrigeren Luftschichten und der Reisende sah keine zehn Schritte vor sich hin; die Thäler, die Felsenklüfte und überhaupt alle niedrig gelegenen Punkte waren ganz und gar unsichtbar geworden. Ein tiefes Schweigen herrschte ringsum in der ganzen Natur, nur von Zeit zu Zeit schlug das Läuten der Kuhglocken, das Bellen der Hunde, oder der Ruf der Hirten an sein Ohr.

So schritt er durch mehr als eine Stunde fort, die Richtung seines Weges sehr oft dem Zufalle überlassend. Der Nebel hatte mittlerweile die ganze Landschaft verhüllt und der Fußweg wurde von Augenblick zu Augenblick immer steiler. Allein auch die Tageshelle nahm rasch zu und der phosphorartige Schein der Dünste in seiner nächsten Nähe ließ Valentin vermuthen, die Schichte derselben sey über seinem Haupt weniger dicht. Und in der That, im selben Augenblicke, wo er auf einer Felsenplatte, der ersten Stufe zu dem ungeheueren kegelförmigen Berge, anlangte, fand um ihn eine zauberähnliche Verwandlung statt, die ihn mit Bewunderung erfüllte und zum Stehen brachte.

Er athmete eine frische, würzige Luft ein. Oberhalb seines Hauptes schimmerten neuerdings, hell und von keinen Wolken verhüllt, die majestätischen Berge, welche das Thal im Kreise einschlossen. Zu seinen Füßen zog sich der dichte Nebel hin, welcher ihm bisher die Aussicht versperrt hatte und einem See gleich sah, in welchem die einzelnen Felsspitzen und die Felsplatte, worauf Valentin stand, größere und kleinere Inseln zu bilden schienen. Die Täuschung war vollkommen: die, eine ebene Oberfläche zeigenden, dichten, gleich dem Wasser azurfarbenen Dünste konnten

den Beſchauer auf den Gedanken bringen, der grüne Thalkeſſel von Vic-d'Eſſos ſey plötzlich überſchwemmt worden. Im friſchen Morgenwinde ſchlug der Nebel Wellen ſo wie das Waſſer und ſchoß durch die Engpäſſe, lautloſen Waldſtrömen vergleichbar, dahin. Die elaſtiſchen Wellen ſchlugen an die zackigen Felſen an, welche die erſteren gleich bizarr geformten Vorgebirgen überragten. Der junge Reiſende mußte ordentlich ſeinen ganzen Verſtand zuſammennehmen, um nicht an eine plötzlich eingetretene Ueberſchwemmung zu glauben; er zögerte ſeinen Weg fortzuſetzen, welcher jenſeits der Felsplatte in dieſem lautloſen, und doch ſturmbewegten Ocean verſchwand.

Während er dieſes zauberiſche Gemälde bewunderte, ſchien die Natur gewillt zu ſeyn, ihm eine Idee von ihrer Macht und von der Verſchiedenheit der von ihr in den Pyrenäen hervorgebrachten Effecte zu geben. Die Sonne, welche ſchon eine geraume Zeit ihre Strahlen auf die Berggipfel ſchief aufgeworfen hatte, erſchien endlich prachtvoll und wie im Triumphe zwiſchen zwei nahe liegenden Bergkuppen. Sofort zerſtoben die Dünſte wie von einem Sturmwinde verjagt, ſchwankten in lange Streifen zertheilt hin und her und erglänzten in allen Farben des Regenbogens; es war als ob ſich dieſe leichten Nachtnebel beim Anblicke des Tagsgeſtirnes von Furcht und Hochachtung ergriffen raſch zurückzögen. Die glatte Dunſtoberfläche war gebrochen; der Nebel, gleichſam der unwiderſtehlichen Gewalt einer Windhoſe folgend, erhob ſich in ungeheueren Spiralen in die Luft und zerfloß dann in kleine Wölkchen, welche nach verſchiedenen Richtungen enteilten. Einen Augenblick ſah Valentin wieder gar nichts: ein Stück des rieſigen Schleiers hüllte ihn von neuem ein und verbarg ihm die Erde, die Berge, und ſogar auch die prachtvolle Sonne, deren Aufgang er eben betrachtet hatte. Etwas Kaltes und Feuchtes umfloß ihn; ſeine Kleider überzogen ſich mit glänzenden Perlen, welche Thautropfen glichen. Allein bald verſchwand

die Nebelwolke hinter seinem Rücken und in diesem kurzen Zeitraume hatte sich die Scene mit der Schnelligkeit einer Theaterverwandlung verändert.

Das Thal von Vic-d'Essos trat grün und lachend aus diesem Chaos hervor; man unterschied nunmehr die Kirchthürme und die hohen Camine der Eisenwerke. Von allen Seiten zogen die Landleute ihren Feldern, die Heerden ihren Weideplätzen zu; die Wege und Stege waren mit Wagen und langen Reihen zusammen gekoppelter Maulthiere bedeckt. Bei der ungemeinen Durchsichtigkeit der Luft schien das über eine Lieue entfernte Dorf Suc noch im Bereiche der Stimme zu liegen. Was die Wolken anbelangte, welche einen Augenblick zuvor auf der Gegend gelegen hatten, so befanden sie sich in einer vollständigen Auflösung. Die einen zogen sich noch in der unteren Luftschichte hin; die anderen erhoben sich in grauen Spiralen gegen die Bergkuppen oder blieben wohl auch unbeweglich an den Bergabhängen stehen; wieder andere endlich wälzten sich in großen silbergrauen Massen den Gebirgsschluchten zu, in welchen sie langsam verschwanden. Es war als ob Bataillone einer geschlagenen Armee das Schlachtfeld in regelloser Flucht räumten.

An die plötzlichen Veränderungen in der Atmosphäre dieses Gebirgslandes gewohnt, benützte Valentin diesen Augenblick, um einige wichtige Beobachtungen anzustellen. Der Montcalm, von welchem er eben erst nur einen kleinen Theil erstiegen hatte, war nunmehr ganz zu sehen und er konnte denselben mit Einem Blicke in seiner ganzen Gesammtheit überblicken. Der Fuß desselben war mit einem Tannenwalde bedeckt, welcher sich bis zu zwei Drittheilen seiner ganzen Höhe hinaufzog; dann kam ein Gürtel von Weideland, dann kahle Felsenmassen, Eisfelder und ewiger Schnee bis zum Gipfel, der sich im Aether, dessen bläulichen Farbenton er abspiegelte, zu verlieren schien. Der junge Reisende erkannte ohne Mühe denjenigen Theil des

Berges, wo er den alten Schäfer Giuseppe, seinen künftigen Wirth, finden sollte. Die beiden ungeheueren Felsblöcke von grauer Farbe, welche den Eingang zu seiner Weide bildeten, schienen in dieser Entfernung kaum größer als eine Faust und stachen von dem Grün des etwas unterhalb derselben gelegenen Waldes grell ab. Valentin zeichnete sich mit einem Blicke die Richtung des Weges vor, den er einzuschlagen hatte, faßte einige hervorspringende Punkte, die ihm im Nothfalle als Erkennungszeichen dienen konnten, besonders in's Auge und setzte dann seine Wanderung fort.

Um bis zum Saume des Waldes zu gelangen brauchte er wieder eine ganze Stunde. Bevor er unter das Laubdach der Jahrhunderte zählenden Bäume trat, blieb er abermals stehen; die Schwierigkeit seines Unternehmens leuchtete ihm nun vollkommen ein. Valentin hatte bis dahin die Berichte der Jäger und der Hirten über die Besteigung des Spitzberges für sehr übertrieben und unwahr gehalten; als er jedoch die ungeheure Granitpyramide über seinem Haupte sich in die Wolke erheben sah, fing er an zu glauben, jene Beschreibungen der Schwierigkeiten einer solchen Besteigung seyen nicht nur nicht übertrieben, sondern tief unter der Wirklichkeit.

Doch weit entfernt seinen Muth herabzustimmen, veranlaßte ihn diese Bemerkung blos dazu, seine Kräfte zu schonen, da er begriff, wie nothwendig er dieselben brauchen würde. Er setzte sich also auf den Rasen nieder, zog aus seinem Tornister einen Theil seines frugalen Mundvorrathes heraus, und machte sich daran in aller Eile ein kleines Frühstück einzunehmen.

Der Ort, an welchem er sich befand, war malerisch, ein in jeder Hinsicht herrlicher Punkt: es war eine durch einen Felsenvorsprung gebildete Plattform. Ein von den Eisfeldern herabkommender Bergstrom stürzte sich in einen steinigen Abgrund; man sah ihn nicht, allein er verrieth

seine Anwesenheit durch das anhaltende Getöse und durch die weißen Dünste, welche er durch die Felsenritzen gleichsam als seinen Hauch emporsandte. Der Rasen war frisch, und duftig und schwellend. Die schönsten und seltensten Pflanzen sproßten überall aus der Erde hervor. Neben dem gemeinen Thymian und Quendel zeigten sich die kleinen purpurrothen Blüthen der Moosrose, die hübschen blauen Glöckchen des Enzians und unzählige Arten des eleganten Steinbrechs. Ein Gebüsch von Enzian schützte den Reisenden vor den schon warmen Strahlen der aufgehenden Sonne. Die ringsum herrschende Stille wurde nur durch das unterirdische Getöse des Gebirgsstromes unterbrochen. Kein Gesang der Maulthiertreiber ließ sich hören, nirgends ertönten die Glocken der weidenden Heerden; nur von Zeit zu Zeit rief das rasch aufeinander folgende Hacken des Spechtes in die wurmstichige Rinde des Lärchenbaumes, oder der heisere Ruf des sich zu einer unermeßlichen Höhe emporschwingenden Raubvogels das Echo wach.

Der junge Beamte beeilte sich, mit seinem bescheidenen Mahle fertig zu werden; nachdem er einen Schluck sehr guten Branntweins aus seiner Feldflasche gethan, nahm er sein Gewehr und seinen Stock wieder auf, um seine Reise fortzusetzen. Er war schon aufgestanden, als plötzlich in einer Entfernung von zwanzig Schritten zwei Männer sichtbar wurden, welche rasch auf ihn zukamen. Auf den ersten Blick erkannte er den Zigeuner aus dem Wirthshause und den Mann mit dem grauen Schnurbarte.

Dieses unerwartete Zusammentreffen verdroß Valentin Norbert nicht wenig. Er wäre gern um jeden Preis diesen zudringlichen Menschen aus dem Wege gegangen; eine innere Stimme sagte ihm, daß ihre Gegenwart für ihn unheilvoll seyn würde. Allein es war unmöglich, sie nicht bemerken zu wollen, oder sich ihren Blicken durch ein schnelles Verschwinden im Walde zu entziehen; übrigens war auch kein Grund vorhanden, warum er vor den bei-

den Unbekannten fliehen ſollte. Er beſchloß alſo ihre Ankunft ruhig abzuwarten, und einen Augenblick ſpäter ſtanden ſie vor ihm.

Valentin rückte an ſeinem Barett, in der Hoffnung, es würde mit dieſer einfachen Höflichkeitsbezeigung abgethan ſeyn; allein die Eindringlinge dachten anders. Sie redeten ihn keck an, und während ihn der Zigeuner ehrerbietig grüßte, rief ihm der graue Schnurbart in einem Tone freundſchaftlicher Vertraulichkeit zu:

»Sie ſind ſehr zeitlich aufgeſtanden, Herr Norbert, und wir mußten in dem abſcheulichen Nebel tüchtige Schritte machen, um Sie einzuholen. Es war wirklich nicht ſchön von Ihnen, die Herberge zu verlaſſen, ohne ſich zu erkundigen, ob nicht vielleicht noch andere Reiſende ſich ein Vergnügen daraus machten, die Beſteigung des Montcalm in Ihrer Geſellſchaft zu unternehmen.«

Dieſe wenigſtens dem äußern Anſchein nach höflichen Worte vermehrten nur noch Valentin's Unbehaglichkeit.

»Mein Herr,« erwiederte er eiſig kalt, »ich habe von meinem Vorhaben mit Niemanden geſprochen und mich eben ſo wenig nach demjenigen anderer Leute erkundigt. Da ich mich Niemanden mitgetheilt habe, ſo hatte ich auch kein Recht, von Andern Zuvorkommenheiten zu erwarten.

»Es iſt dies vielleicht eine irrige Anſicht,« ſagte der Fremde, offenbar feſt entſchloſſen ſich durch eine wiederholte Zurückweiſung nicht abſchrecken zu laſſen; »wenn man ſo wie Sie, Herr Valentin Norbert, ein wichtiges Amt bekleidet, welches man durch ſeine Thätigkeit und durch ſein Talent erlangte, wenn man von einer ganzen Bevölkerung von Arbeitern geliebt und geſchätzt wird, wenn man gleich Ihnen ein ſo großes Anrecht auf die Achtung und Zuneigung der ehrlichen Leute hat, ſo darf man ſich durchaus nicht darüber wundern, daß man

als Geſellſchafter eifrig geſucht wird; daraus mögen Sie entnehmen, warum ich Ihren ſattſam ausgeſprochenen Geſchmack für die Einſamkeit nicht zu bemerken ſchien, warum ich, als ich erfuhr, Sie wollten allein den Gefahren einer Beſteigung des Montcalm Trotz bieten, mir die Freiheit nahm, Ihnen meine Begleitung anzutragen.«

Valentin erröthete über dieſe ihm an den Kopf geworfenen Schmeicheleien und die Zudringlichkeit des Mannes kam ihm immer verdächtiger vor.

»Mein Herr,« verſetzte er mit ſichtlicher Zurückhaltung, »man hat Ihnen ohne Zweifel meine beſcheidenen Verdienſte zu übertrieben angerühmt... Allein trotz dieſer Uebertreibung kennen Sie mich, während ich Sie...«

»Während Sie mich nicht kennen,« rief der Fremde munter aus; »in der That kömmt mir dieſer Vortheil zu Statten und ich würde mir ihn gerne zu Nutzen machen, wenn es mir nicht darum zu thun wäre, Ihnen andere Gefühle als das Gefühl der Neugierde einzuflößen. Ich heiße Montes, bin ein Spanier, und habe meinem Vaterlande lange Zeit als Capitän gedient. Allein eine lebhafte Sympathie für Frankreich veranlaßte mich aus meiner Heimat auszuwandern und ich habe mich nach Toulouſe zurückgezogen, wo ich nun von meinen mäßigen Einkünften lebe. Wenn Sie öfter nach dieſer Stadt gekommen wären, müßten Sie wiſſen, daß daſelbſt Capitän Montes einiges Anſehen genießt...«

Valentin ſah dieſen Mann, der ſich auf eine ſo außergewöhnliche Weiſe ſelbſt vorſtellte, ganz erſtaunt an. Der Capitän Montes glaubte, er traue ihm noch immer nicht.

»Wohlan, Herr Norbert,« fuhr er in einem herzlichen gutmüthigen Tone fort, »laſſen wir alle Ceremonien bei Seite... ſie würden ſich vielleicht in einen Salon ganz gut ſchicken; allein hier in dieſer Einſamkeit iſt

wohl nur die freimüthige Herzlichkeit munterer Jäger am Platze. Da uns der Zufall hier zu einem gemeinsamen Zwecke vereinte, so wollen wir auch zusammen unsere Anstrengungen erst gegen diesen unwegsamen Berg, dann gegen die Gemsen und Bären richten. Sie werden in mir, auf Ehrenwort, einen Begleiter finden, der Ihnen gewiß in Allem Bescheid thut.«

Valentin war in der peinlichsten Verlegenheit: es stritt gegen sein Zartgefühl, die Artigkeiten eines vielleicht ganz ehrenwerthen Mannes durch eine neuerliche Weigerung zu erwiedern. Andererseits war es ihm aber höchst unangenehm, das Geständniß abzulegen, das Vorhaben, um dessentwillen er den Montcalm zu besteigen gedenke, erlaube ihm durchaus nicht, irgend eine Begleitung anzunehmen. Während er noch unschlüssig dastand, fiel sein Blick mit einem Male auf den Zigeuner, welcher einige Schritte davon mit dem Carabiner und dem Tornister seines Herrn beladen, das Ende des Gespräches in nachlässiger Stellung abwartete.

Valentin hatte den Mann schon am Abende zuvor gesehen; allein sey es aus Zerstreutheit, sey es der Dunkelheit wegen, er hatte auf dieser gemeinen Physiognomie die unvertilgbaren Spuren der verachteten Kaste der Zigeuner nicht bemerkt. Sein Gesicht nahm plötzlich den Ausdruck des Abscheues und der Verachtung an.

»Verzeihen Sie, Capitän Montes,« sagte er mit Lebhaftigkeit, »wenn ich mich veranlaßt sehe, Ihr Anerbieten abzulehnen. Schreiben Sie meine Weigerung nur gewissen gebieterischen Umständen zu, welche von meinem Willen ganz unabhängig sind. Indessen muß ich Ihnen gestehen, daß mich, selbst wenn diese Umstände nicht vorhanden wären, schon die bloße Gegenwart jenes Mannes davon abhalten müßte, Sie zu begleiten.«

Der Capitän zeigte sich sehr betroffen. Aber Jeandot Perez, welcher bis dahin von dem ganzen in fran-

zösischer Sprache geführten Gespräche anscheinend nichts verstanden hatte, rief nun jammernd aus:

»Bei der heiligen Jungfrau, Senor! ich habe Ihnen ja nie ein Leid zugefügt, ich kenne Sie nicht, ich habe Sie vor dem gestrigen Abend nie gesehen.«

»Ich kenne Dich eben so wenig,« erwiederte Valentin mit vor Unmuth zitternder Stimme; »allein Du gehörst einem Stamme an, der aus lauter Dieben, Räubern, Mördern und Verräthern besteht und ein Schandfleck und Schrecken der ganzen Menschheit ist... Nie kann ich Einen von Euch sehen, ohne vor Zorn zu zittern und vor Schmerz zu weinen.«

»Man wird Ihnen von unseren Leuten nur Böses berichtet haben,« bemerkte der Zigeuner in unterwürfigem Tone. »Die armen Gitanos werden ja ohnedies von allen Seiten verleumdet.«

Montes hörte schweigend zu und sagte dann mit Eifer:

»Wenn mir nur zwischen Ihnen und jenem unglückseligen Strolch, den ich erst gestern als Führer in meine Dienste nahm, die Wahl bleibt, so kann ich wohl keinen Augenblick unschlüssig seyn und ...«

»Nein, nein, jagen Sie ihn nicht weg; vielleicht hat mich mein Haß gegen seinen elenden Stamm zu weit geführt... Wenn Sie wüßten, welche traurige Gedanken, welche blutige Scenen und schreckliche Erinnerungen die bloße Benennung Zigeuner in mir wach ruft!... Allein ich wollte nicht die Ursache einer ungerechten Handlung seyn, nicht einmal einem Angehörigen dieses elenden Volkes gegenüber. Behalten Sie Ihren Führer, und möge er Ihnen treulich dienen! Was mich anbelangt, so vermag ich seinen Anblick nicht einen Augenblick länger zu ertragen. Entschuldigen Sie mich daher, wenn ich Sie etwas zu rasch verlasse... Leben Sie wohl, mein Herr, und empfangen Sie meinen Dank für Ihre Artigkeit.«

Er ſchritt nach dem Walde zu und ließ die beiden Reiſenden ganz ſtarr vor Verwunderung zurück. Vom innigſten Wunſche beſeelt, ſich ihren Zudringlichkeiten gänzlich zu entziehen, ſetzte er ſeinen Weg durch den Tannenwald ſo ſchnell als möglich fort. Erſt nach einer Viertelſtunde des angeſtrengteſten Laufens fürchtete er keine weiteren Verfolgungen; er blieb alſo ſtehen, wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne, und verſuchte es, ſich zurecht zu finden.

Ungeheure Tannenbäume bildeten über ſeinem Haupte eine hohe und düſtere Wölbung. Nicht nur daß er die Gipfel des Berges nicht mehr ſehen konnte, auch die Thäler und Schluchten der inneren Region waren ſeinen Blicken entſchwunden, und nur ſelten war ein Stückchen blauer Himmel durch das ſchwarze Nadelholz ſichtbar. Indem Valentin ſeinen Weg auf gut Glück fortſetzte, ging er ſehr großen Gefahren entgegen und verlor nebſtdem noch ſehr viel Zeit; doch um keinen Preis der Welt wäre er zurückgegangen, auf die Gefahr hin, jenen Männern wieder zu begegnen, die ihm ihre Gegenwart und ihre Dienſtleiſtungen aufdringen wollten. Er beſchloß daher, ſich der Vorſehung zu überlaſſen, beſonders da ihm das Einſchlagen einer falſchen Richtung unmöglich ſchien, weil es ſich ja doch immer nur darum handelte bergauf zu ſteigen. Er ging alſo immerwährend aufwärts, in der Ueberzeugung, er ſchreite nach der Oule-Blanche zu.

Je mehr er vorwärts kam, deſto ſteiler wurde der Abhang des Berges. Die Bäume, welche am Saume des Waldes ſelten und dünngeſäet geweſen waren, ſtanden immer dichter und einige derſelben waren mit einer Art Moos bedeckt, deſſen lange weißliche Fäden bis auf den Erdboden herabhingen. Zeitweilig herrſchte eine vollſtändige Finſterniß und der Reiſende konnte weder die Granitblöcke, noch die Baumſtämme ſehen, an die er anrannte. Ein tiefes Schweigen herrſchte unter dem finſtern Blätterdache; kein einziges Thier, weder ein vierfüßiges noch ein hefte-

dertes, scheint es gewagt zu haben, daselbst seinen Wohnsitz aufzuschlagen; nicht einmal der Wind drang in diese Verschanzung von fest verschlungenen Zweigen. Ein einziges Mal wurde Valentin eines kleinen Vogels ansichtig; es war dies ein Kreuzschnabel, der sich auf einem Zweige wiegte und bemüht war, einen Fichtenzapfen zu öffnen, um einen Samenkern heraus zu picken.

Dieses Bild der Traurigkeit und Trostlosigkeit hätte für den jungen Beamten einen ganz eigenthümlichen Reiz gehabt, wenn nicht fortwährend Schwierigkeiten und Hindernisse seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hätten. Hier bildete eine vom Berge herabgestürzte Lawine einen langen Damm von Steinen, schmutzigem Schnee und zerknitterten Aesten. Dort hatte eine Windhose alte Tannenbäume zersplittert, deren herabhängende Gipfel ihm auf den Kopf zu fallen drohten; zuweilen sperrte ihm irgend ein einzeln stehendes Felsstück den Weg ab, oder es gähnte ihm ein Abgrund entgegen. Alle Augenblicke mußte er solcher Hindernisse wegen von der geraden Richtung abweichen. Einige Male mußte er sogar umkehren und wieder hinunter steigen, um inmitten dieses Wirrsals einen neuen Weg ausfindig zu machen. Wegen der vielen Umwege, Märsche und Rückmärsche wußte er durchaus nicht mehr, ob er noch die Richtung nach der Oule-Blanche verfolge. Seine Füße waren schon wund, der Schweiß floß ihm in Strömen den ganzen Körper herunter und er keuchte; doch wenn er stehen blieb, um Athem zu holen, drang irgend eine der sich am Abhange des Berges schaukelnden Wolken durch die Baumzweige hindurch, hüllte ihn ganz ein und ließ ihren feuchtkalten Inhalt auf ihn hernieder träufeln, so daß ihn Fieberfrost durchschüttelte und ihm das Herz im Leibe erstarrte.

Bei allen diesen fürchterlichen Mühseligkeiten kühlte sich weder Valentins Muth, noch sein Eifer ab. Ein

matter Hoffnungsſchimmer erhielt ihn aufrecht. War es denn nicht möglich, daß ihn der Zufall gerade zum Teufelsbrunnen führte, wo jenes wilde Mädchen wohnte, welches ihn, wie wir zugeben müſſen, einzig und allein dazu vermocht hatte, dieſen gefährlichen Ausflug zu unternehmen? Es ſchien ihm nemlich, als nähere er ſich jenem Theile des Berges, wo ſich der Teufelsbrunnen befand. Wohl behaupteten die Gebirgsbewohner, eben dieſer Ort ſey gänzlich unzugänglich; aber Valentin wußte es aus Erfahrung, wie wenig man ſich auf die Berichte der Pyrenäenbewohner verlaſſen könne, ſobald es ſich um Oertlichkeiten handelt, welche ſie nicht zu unterſuchen wagen, oder bei deren Durchforſchung ſie von keinem Intereſſe geleitet werden. Er erinnerte ſich aller jener Höhenpunkte, welche ſeit Jahrhunderten von den Eingebornen für unerſteigbar gehalten worden waren, und dann doch von irgend einem kecken Reiſenden aus London oder aus Paris erſtiegen wurden. Er hielt es alſo für keine Unmögli keit, durch den dichten Tannenwald bis zum Teufelsbrunnen vorzudringen, und ein jedes Hinderniß, auf welches er ſtieß, beſtärkte ihn nur noch mehr in dieſem Gedanken. Er ſah ein, daß dieſe Abgründe, dieſe Bergſtürze, dieſe glatten, heimtückiſchen Felſen, Reiſende, welchen an dem Gelingen ihres Vorhabens weniger gelegen war, nothwendiger Weiſe abſchrecken mußten; er erkannte, daß ihm der Zufall ſchon mehr als einmal günſtig geweſen war, indem er ihn unſichtbare Durchgänge entdecken ließ, in welchen es anfangs auch unmöglich ſchien, einen Schritt vorwärts zu thun. Seine fieberhafte Ausdauer, ſeine außergewöhnliche Körperkraft hatten ihn ſchon viele Schwierigkeiten beſiegen laſſen, vor denen Schäfer und Jäger, die an deren Ueberwindung weiter kein Intereſſe gehabt hätten, jedenfalls umgekehrt wären. In dem Maße, als er ſich dieſem Gedanken hingab, betrachtete er ihn zuerſt als eine Wahrſcheinlichkeit, dann als eine Ge-

wißheit. Sehr oft erbebte er und blieb ſtehen: er hatte geglaubt, eine ſonderbare Geſtalt hinter dem Gebüſche vorbeigehen zu ſehen und ein leiſes Geräuſch war an ſein Ohr gedrungen; allein alsbald ſah er auch ſeinen Irrthum ein: ein abgeſtorbener Aſt war von einer alten Tanne herabgefallen, oder es war ihm ein Stein zwiſchen die Füße gerollt, und ſofort herrſchte wieder die frühere Todtenſtille.

Schon durch volle drei Stunden ſtieg Valentin bergauf, und noch immer nahm der fürchterliche Wald kein Ende. Während der letzten halben Stunde mußte er beſtändig auf allen Vieren kriechen. Er fühlte ſeine Bruſt beklommen, wie dies in der Regel in höheren Luftſchichten ſtets der Fall iſt; die Pulſe an ſeinen Schläfen pochten ungeſtüm, ein brennender Durſt trocknete ihm die Kehle aus und er hatte nichts ihn zu löſchen, als den Branntwein in ſeiner Feldflaſche, welches Getränk in ſolchen Fällen nichts weniger als zweckmäßig iſt.

Endlich glaubte er zu bemerken, daß die Bäume weniger dicht ſtanden, und bald erkannte er in der That an ganz ſicheren Anzeichen, daß der Tannenwald ein Ende nahm. Es war die höchſte Zeit; ſeine Kräfte und ſein Muth waren erſchöpft, ſeine wund geriſſenen und blutenden Glieder verſagten jeden weiteren Dienſt.

Nach der Dauer ſeines Marſches durch den Urwald, nach der Steigung des durchwanderten Raumes glaubte ſich Valentin in ſeiner Schätzung der Höhe des Montcalm geirrt zu haben und er hoffte nun ganz nahe am Gipfel des Berges angelangt zu ſeyn; wie groß war daher ſein Erſtaunen, als er in einer Lichtung des Waldes angelangt, den Spitzberg gerade vor ſich ſenkrecht in die Wolken ragen ſah, mindeſtens zweimal ſo hoch als der Raum, den er bisher mit ſo vieler Mühe zurückgelegt hatte. Einen Augenblick dachte er, ſeine an die Waldesfinſterniß gewöhnten, durch den plötzlichen Anblick des mit Schnee bedeckten, von der Sonne beſchienenen Berges ge-

blendeten Augen hätten falsch gesehen; allein bald erkannte er, es finde hier keine der in Gebirgsgegenden so häufigen optischen Täuschungen statt, und er sey vom Ziele seiner Reise noch ungeheuer weit entfernt.

Seiner Müdigkeit und der Erschöpfung seiner Kräfte erliegend, brach er auf dem Rasen zusammen. Die frische Luft und das duftige Gras hatten ihn bald erquickt. Er erhob sich, wiewohl nicht ohne Mühe, und begann, den Ort, wo er sich befand, zu untersuchen.

Es war dies eine große Schlucht, und wahrscheinlich durch eines jener ungeheuern Naturereignisse gebildet, von denen sich in den Pyrenäen bei jedem Schritte Spuren vorfinden. Der finstere unendliche Tannenwald, und eine ununterbrochene Felsenkette schlossen diese Schlucht wie mit einem unübersteiglichen Walle ein. Ein vom beschneiten Gipfel des Berges herabstürzender Bergstrom bildete einen schönen Wasserfall mit sanftem, melancholischen Geplätscher.

Nichts konnte übrigens schöner seyn, als dieses kleine Thal mit seiner kräftigen und üppigen Vegetation. Hin und wieder standen Gebüsche von Rhododendron mit purpurfarbigen Blumen, Bärentrauben mit blauen und Vogelbeerbäume mit feuerrothen Beeren. Das zweifarbige Veilchen, die Schneeranunkel, die Pyrenäen-Lilie und die Narde spendeten den süßesten Duft. Die Wasser der Cascade bildeten, ehe sie durch eine schmale Felsenritze der Ebene zuflossen, einen kleinen See von wunderbarer Reinheit und Durchsichtigkeit. Die in der Mitte ihres Laufes angelangte Sonne beschien mit ihren warmen Strahlen diesen am Abhange des prachtvollen Berges niedergesetzten reizenden Blumenkorb. Gott schien sich diesen jungfräulichen Rasen, diese durchsichtigen Wasser, diesen unbekannten Wasserfall, in dem sich das Sonnenlicht in unzähligen Regenbogen abspiegelte, zum ausschließlichen Gebrauche vorbehalten zu haben, und die Gegenwart eines Menschen

an dieſem durch tauſend Hinderniſſe geſchützten Orte, ſah beinahe einer Entheiligung gleich.

Dort fand Valentin die Natur auch wieder belebt. Die Blumenkronen der reizenden Blüthen umflatterte der ſchöne Alpenſchmetterling Apollo mit ſeinen glänzendweißen, purpurroth gezeichneten Flügeln. Der Baumhacker, dieſer kleine ſcheue Vogel mit grauem und rothem Gefieder lief an der glatten Oberfläche der ſenkrechten Felſenwände hurtig auf und ab. Eine muntere Familie von Schneehühnern flatterte am Rande des Waſſerbeckens herum, während hoch oben in den Lüften ein Adler kreiſte und ſeinen gebieteriſchen Ruf erſchallen ließ.

Nachdem der junge Mann die Schönheiten dieſer Einſamkeit hinreichend bewundert hatte, wollte er ſich dem kleinen See nähern, um den Durſt zu löſchen, der ihn ſeit langer Zeit quälte. Allein kaum hatte er einige Schritte gethan, als er unbeweglich, mit ſtarrem Blick und ausgebreiteten Armen ſtehen blieb.

Er hatte nemlich eine menſchliche Geſtalt erblickt, welche ihm bis dahin durch einen Granitblock verborgen worden war. Wäre Valentin abergläubiſch oder auch nur nicht vorbereitet geweſen, er hätte an eine übernatürliche Erſcheinung glauben können; allein ſein von einem einzigen Gedanken erfüllter Geiſt hatte für keine Zweifel, keine Ungewißheit Raum. Ein glücklicher Zufall hatte ihn durch tauſend Gefahren dem Ziele ſeiner Wünſche zugeführt: er befand ſich im Teufelsbrunnen und die Wilde vom Montcalm ſtand vor ihm.

Hinter einer Zwergweide nicht weit vom Gießbache zuſammengekauert, konnte er das wunderbare Geſchöpf mit Muße beſehen.

Es war ein junges Mädchen, faſt noch ein Kind, groß, ſchlank gewachſen und geſchmeidig. Ihre Bewegungen waren raſch und kurz abgebrochen, wie diejenigen eines Rehes. Ihre Kleidung beſtand in einer blauen Drape-

rie von einem groben Stoffe, deſſen ſich die Hirten zur Verfertigung ihrer Mäntel bedienen. Dieſe Draperie umhüllte ſie vom Gürtel bis zu den Knien; ihre Arme, ihre Beine und ihre Bruſt waren nackt. Dagegen fiel ihr dichtes ſchwarzes Haar bis zum halben Beine herab und bildete eine Art Mantel, in den ſie ſich züchtig einwickelte. Bei dieſem unglücklichen Geſchöpfe, welches alle Gewohnheiten und Gefühle des civiliſirten Lebens vergeſſen hatte, ſchien nur das Gefühl der Schamhaftigkeit zurückgeblieben zu ſeyn. Ihre von den Unbilden des Wetters gebräunten, durch körperliche Anſtrengungen abgehärteten Glieder hatten übrigens eine bewundernswürdige Reinheit der Umriſſe bewahrt. In ihrer halben Nackiheit, mit der, trotz aller Einfachheit koketten Kleidung, dem reichen, an der Stirn durch eine biegſame Schlingpflanze zuſammen gehaltenen Haare, hätte das wilde Mädchen vom Montcalm ein koſtbares Modell für eine Magdalena in der Wüſte abgegeben.

Ihre Züge waren ſchön, doch nicht ohne ein Gepräge von Rohheit; ihre Augen, deren Glanz blendete, wenn ſie ein beſonderes Feuer belebte, hatten jenen abwechſelnd ſtarren und herumſchweifenden Ausdruck, welcher ein gewöhnliches Zeichen der geſtörten Verſtandesthätigkeit iſt; die kindiſche Beſchäftigung, welche in dieſem Augenblicke ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, verrieth in gleicher Weiſe die Schwäche ihres Verſtandes und das Unzuſammenhängende ihrer Ideen.

Sie lehnte an einem der Felſen des Waſſerfalles, deſſen eiskalte Wellen ihre Füße beſpülten; die eine Hand hielt ſie über die Augen, um ſich vor den blendenden Sonnenſtrahlen zu ſchützen. In der andern hielt ſie einen blühenden Zweig von wilden Roſen, den ſie zeitweilig in den Gießbach tauchte um dann die glänzenden Waſſertropfen in die Ferne zu ſpritzen. So oft dieſer künſtliche Thau die kleine Familie von Schneehühnern am Waſſerrande er-

reichte, ſchlug das junge Mädchen eine kindiſche Lache auf, deren einzelne ſcharfe Töne dem Geſange gewiſſer Vögel ziemlich ähnlich waren. Ohne Zweifel an dieſes Spiel gewöhnt, erſchracken die Schneehühner durchaus nicht; ſie begnügten ſich damit, ihre hübſchen Köpfchen und ihre flaumigen Flügel zu ſchütteln, ſo oft ſie der duftige Regen traf. Die Bewegungen des jungen Mädchens waren graziös; ihre Schönheit, ihre maleriſche Stellung, ihr unſchuldiges Spiel mit den allerliebſten Vögeln bildeten in dieſer einſamen Umgebung voll Naturſchönheiten eine köſtliche Scene voll Friſche und Poeſie.

Valentin hatte Zeit genug die Unbekannte zu betrachten, und, ſein Gedächtniß zu Hilfe nehmend, eine dunkle Erinnerung mit der lebenden Wirklichkeit zu vergleichen. Er lächelte, und vergoß zugleich ſchmerzliche Thränen über das unglückliche Kind. Was das Mädchen anbelangte, ſo hätte ſie die Gegenwart eines Weſens ihrer Gattung nicht ſobald bemerkt, wenn nicht die Schneehühner durch eine unwillkürliche Bewegung des ſtillen Beobachters verſcheucht worden wären. Ebenſo ſcheu und wachſam, wie die flüchtigen Vögel, drehte ſich das junge Mädchen herum, um die Urſache der plötzlichen Flucht ihrer Lieblinge zu ergründen; ihre Blicke fielen auf Valentin, welcher durch das dünne Laub nicht genugſam gedeckt war.

Anfänglich zeigte ſie eine gewiſſe Verwunderung, auf welche jedoch ſofort eine außerordentliche Beſtürzung folgte. Raſch warf ſie einen Blick nach rückwärts, allein es ſchien ihr jeder Rückzug abgeſchnitten zu ſeyn; mit dem Rücken lehnte ſie an einer Felſenwand, welche nicht einmal eine Gemſe zu erklettern gewagt hätte, zu ihren Füßen lag das tiefe Waſſerbecken, in welches der Gießbach mündete, vor ihr ſtand der Reiſende, bereit, ihr den Weg abzu-

schneiden, falls sie es versuchen wollte, in den Wald zu fliehen.

Gleichsam in einer Falle gefangen, schien die Bewohnerin des Teufelsbrunnens irgend einen gewaltigen Sprung oder einen ohnmächtigen Widerstand zu beabsichtigen. Valentin, der ihre Aufregung bemerkte, getraute sich weder einen Schritt nach vorwärts noch nach rückwärts zu thun.

Beinahe eine Minute verging auf diese Weise; das junge Mädchen beruhigte sich in etwas. Valentin glaubte, einige freundliche Worte würden sie vollends zufried.n stellen.

»Antonia!« rief er mit sanfter Stimme, »meine theure Antonia, sind Sie es wirklich?«

Allein die menschliche Stimme brachte auf die Einsiedlerin eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor. Sie erbebte, stieß einen gellenden Schrei aus, stürzte sich in den See und verschwand unter dem Schaume des Wasserfalles. Norbert fürchtete, sie zu einem Acte der Verzweiflung getrieben zu haben. Er konnte einen Ausruf des Entsetzens nicht zurückhalten, und lief nach dem Wasserbecken zu, um ihr zu Hilfe zu eilen; allein am Ufer angekommen, sah er sie auf eine ganz neue und sonderbare Art am Boden des durchsichtigen Wassers herumschwimmen. Im selben Augenblicke sprang sie auf der andern Seite des Sees' an's Ufer und lief, ohne sich Zeit zu nehmen, ihr nasses Haar abzuschütteln, pfeilschnell in den Wald hinein.

Valentin versuchte es sie einzuholen, allein auf diesem abschüssigen und steinigen Boden konnte er mit der jungen Bewohnerin des Berges durchaus nicht an Schnelligkeit wetteifern. Er sah sie von weitem in die Tiefe des Waldes dringen und daselbst verschwinden. Dennoch verfolgte er sie so schnell als es ihm nur möglich war, und ohne zu bedenken, daß sie allem Anscheine nach seine Worte

gar nicht verstand, rief er ihr mit steigender Leidenschaftlichkeit zu:

»Antonia! ich bin es ja . . . Erkennen Sie mich denn nicht mehr . . . Ich bin Valentin Norbert, Ihr Jugendfreund, Ihr Bruder, der Schützling Ihrer theuern Eltern . . . Antonia! warum fliehen Sie mich?«

Allein sein Flehen erhielt durchaus keine Antwort. Als er an der Stelle anlangte, wo er die Wilde verschwinden gesehen hatte, unterbrach nicht das leiseste Geräusch die Stille der Einsamkeit. Einen Augenblick folgte er noch den Spuren, welche das Mädchen im feuchten Grase zurückgelassen hatte; doch mit jedem Schritte wurden dieselben weniger kenntlich und verschwanden endlich ganz und gar. Dessenungeachtet irrte er noch lange Zeit in diesem Theile des Waldes umher, in der Hoffnung, die Flüchtige habe sich irgendwo im Gesträuche verborgen. Er durchsuchte jedes Gebüsch, sah hinter jeden Strauch und rief dabei fortwährend mit bittender Stimme:

»Antonia! Antonia!«

Endlich, von der Fruchtlosigkeit seiner Nachforschungen überzeugt, ging er langsam nach der Thalschlucht zurück; eine tiefe Muthlosigkeit hatte sich seines Geistes bemächtigt.

»Das ist sie nicht,« sagte er vor sich hin, »nein, das kann nicht jenes sanfte und schüchterne Kind seyn, welches ich so oft auf meinen Knien schaukelte . . . In den Zügen finde ich nicht die mindeste Aehnlichkeit, mit Ausnahme der großen schwarzen Augen, die Antonia von ihrer Mutter, der braunen Spanierin geerbt hatte. Sie hätte meine Stimme erkannt, und sich mindestens an ihren eigenen Namen erinnert . . . Ja wohl, ich werde mich geirrt haben . . . dieses Mädchen ist nicht Antonia . . . Antonia ist todt und von der theuern, un-

glücklichen Familie von Villareal iſt nun Niemand mehr vorhanden.«

Er nahm ſein Gewehr und ſeinen Stock zur Hand, die er am Ufer des Waldſtromes gelaſſen hatte, entfernte ſich indeſſen noch nicht.

»Und warum ſollte dies nicht Antonia ſeyn?« dachte er; »ihr Alter, ihr zerrütteter Verſtand, ihre Lebensweiſe, mußten nicht alle dieſe Umſtände ihr Aeußeres verändert haben? Habe ich nicht ſelbſt eine vollſtändige Verwandlung durchgemacht? Zur Zeit, wo ich noch mit Antonia ſpielte, noch kaum ein Jüngling, bin ich jetzt ein ausgewachſener Mann, iſt es daher wunderbar, wenn wir einander nicht wieder erkannten? Sie hat bei meinem Anblicke die Flucht ergriffen; und was ſollte ſie auch anders thun, nachdem ſie die rohen Jäger, denen ſie zuweilen begegnete, bisher immer wie ein wildes Thier hetzten, und ihr ihre Kugeln nachſandten? . . . Was ſoll ich nun glauben? Mir bleibt der Verſtand ſtehen . . . ich weiß nicht recht, ſoll ich es wünſchen, Antonia hier in dieſer elenden Lage wieder zu finden, oder ſoll ich Gott danken, wenn ſie gleich ihren armen Eltern im Grabe ſchlummert.«

Ohne dieſer traurigen Gedanken Herr werden zu können, machte er ſich daran, maſchinenmäßig einen Weg zu ſuchen, um ſeine Reiſe fortſetzen zu können. An eine Rückkehr durch den ungeheuern Tannenwald war gar nicht zu denken. Valentin war ganz kraftlos und verhehlte ſich es nicht, daß er das glückliche Ergebniß ſeiner bisherigen Müde nur einem glücklichen Zufalle verdanke, ohne welchen er dieſen bisher für unzugänglich gehaltenen Ort gewiß nicht erreicht haben würde. Er konnte ſich keineswegs mit Sicherheit darauf verlaſſen, gewiſſe Durchgänge, durch die er hindurchgekrochen war, wieder finden zu können, und einige der von ihm beſiegten Hinderniſſe mußten ſchon ihrer Lage nach bei der Rückkehr unüberſteig-

lich seyn. Es ergab sich daher für ihn die unabweisliche Nothwendigkeit, einen Weg aufzufinden, der in gerader Richtung nach dem Gipfel des Berges führte.

Während er die senkrechten Felsenwände untersuchte, welche diese Art von Abgrund einschlossen, bemerkte er am Fuße eines großen Felsblockes den Eingang zu einer mit Farrenkräutern ausgefütterten Grotte. Er trat rasch ein. Das Innere derselben war ziemlich geräumig, doch hatte sie außer dem Eingange keine weitere Oeffnung; man glaubte in einer Bärenhöhle zu seyn, und es schien in der That nicht unmöglich, daß sie das Werk eines derlei wilden Thieres sey. In dem Maße als sich Valentins Augen an das darin herrschende Halbdunkel gewöhnten, bemerkte er indessen verschiedene Gegenstände, die ihn vermuthen ließen, die Höhle diene denn doch zu etwas Anderm, als zu einem Aufenthaltsorte für jene wilden Gäste. In einem Winkel sah man einen ungeheuren Moushaufen, welcher jedenfalls ein ebenso weiches Bett bildete, als dasjenige war, auf dem der junge Beamte die vergangene Nacht in der Schenke von Suc geschlafen hatte. Auf der andern Seite, in einer Art Vertiefung erhob sich ein Stoß von Tanneureisern. Von Neugierde getrieben, suchte Norbert in dem Reisig herum und sofort rollten Früchte und Wurzeln der verschiedensten Art zu seinen Füßen. Da gab es Bucheckern, eßbare Eicheln, Kastanien, Haselnüsse, wilde Aepfel, Birnen und Kirschen, wie man deren in den Wäldern findet; die Früchte schienen in der Sonne getrocknet worden zu seyn, und waren in Blätter eingewickelt, um gegen die Feuchtigkeit geschützt zu seyn. Außer diesem Mundvorrath fand Valentin noch verschiedene Beeren, wie zum Beispiel Vogelbeeren, Schlehen, Berberitzen und Hagebutten, die jedoch zumeist erst frisch gepflückt, und noch nicht hinreichend getrocknet waren.

In diesen Einzelnheiten zeigte sich die von menschlicher Hand getroffene Anordnung zu deutlich, als daß

Valentin noch länger hätte glauben können, er befinde sich in dem Lager eines Bären; sehr bald bemerkte er sogar unumstößliche Beweise für das gerade Gegentheil. Auf einem in Form eines Sitzes am Eingange der Grotte angebrachten Steine, sah er Stücke verschiedener Stoffe, welche sauber und ordentlich zusammengelegt waren. Die Augen des jungen Mannes füllten sich mit Thränen . . . Es war also wirklich ein menschliches Geschöpf, welches diese Höhle bewohnte, und diesen armseligen Mundvorrath zusammengetragen hatte: er befand sich in der Wohnung des wilden Mädchens vom Montcalm.

Mit Ausnahme dieser Reste von Kleidungsstücken erinnerte nichts an das civilisirte Leben. Mit welchen Leiden, mit welchen Entbehrungen mußte wohl die arme Unbekannte kämpfen, wenn sie die Winterzeit, also zwei Drittheile des Jahres, während der fürchterlichsten Stürme und Schneefälle in dieser unfreundlichen Wohnung, ohne Feuer und ohne eine andere Nahrung als jene sauern, bittern und widerlichen Früchte, zubrachte.

»Nein, nein, und noch einmal nein!« rief Valentin verzweiflungsvoll aus, »das kann Antonia nicht seyn, Antonia wurde in Reichthum und Ueberfluß auferzogen, sie wäre gewiß gestorben, ehe sie sich an ein solches Daseyn gewöhnt hätte . . . Es war ein Traum, ein alberner, toller Traum! Diejenige, welche hier wohnt, ist nicht Antonia!«

Ehe er sich jedoch entfernte, pflückte er einige Blätter am Eingange der Grotte ab, und bedeckte damit den daselbst befindlichen Stein. Auf diesem Tischtuche von Blättern legte er sein Brot und seinen übrigen Mundvorrath nieder; dann öffnete er seinen Reisesack und suchte eine jener rothen Schärpen hervor, in welche sich die Catalonier so wie die Schotten in ihre Plaids einwickeln; dies war unter allen seinen Effecten der einzige Gegenstand, dessen er nicht unumgänglich bedurfte. Er legte die

Schärpe sorgfältig zusammen, und legte sie auf die Reste von Kleidungsstücken, die er in der Grotte gefunden hatte. Mit diesen Vorkehrungen fertig geworden, betrachtete er die Gaben, welche er für die Wilde zurückließ, mit melancholischen Blicken.

»Bescheidene, ja ärmliche Geschenke,« sagte er, »die indessen der armen, von der menschlichen Gesellschaft abgeschiedenen Paria, vielleicht doch für einen Augenblick Freude machen werden.«

Er seufzte, und ließ dann einen letzten Blick über die ihn umgebenden Gegenstände schweifen, trat zur Höhle hinaus und machte sich auf den Weg.

Zu seiner Linken grenzte die Felsenwand an einen schauerlichen Abgrund, dessen bloßer Anblick schwindlich machte; er konnte also auf dieser Seite keinen Ausweg suchen. Allein zur Rechten verlor sich die Felsenkette in den Wald und wenn es überhaupt eine Lücke zwischen diesen dicht neben einander liegenden Felsen gab, so befand sie sich in jener Richtung.

Ungeachtet einer langweiligen und mühevollen Untersuchung konnte inzwischen Valentin nicht die geringste Unterbrechung in der ungeheuren Granitwand auffinden. Ueberall dieselbe glatte, senkrechte Oberfläche, ohne irgend einen Vorsprung um darauf den Fuß zu setzen, ohne einen Strauch um sich daran festhalten zu können. Zuweilen verhinderten die in einander gewachsenen Fichten und Lärchenbäume jede Annäherung, und es war ganz unmöglich die Lage der Felsen zu untersuchen. Uebrigens war unser Reisender schon sehr tief herabgestiegen, und die Felsenwand schien sich, so wie der Wald, bis zum Fuße des Montcalm hinunterzuziehen.

Diesmal versank Valentin in eine vollkommene Trostlosigkeit. Gleich unfähig vorwärts oder zurück zu gehen, setzte er sich auf einen umgestürzten Baumstamm, ohne zu wissen, was er für einen Entschluß fassen sollte. Auf

menſchliche Hilfe konnte er durchaus nicht rechnen, er mußte ſich alſo darauf gefaßt machen, zu Grunde zu gehen, wenn ihm nicht ein unverhoffter, glücklicher Zufall Rettung brachte.

Während er unbeweglich und ſchweigſam daſaß, vernahm er in der Entfernung von wenigen Schritten ein leiſes Geraſchel. Er wandte den Kopf nach jener Richtung und ſah einen Wolf mit geſträubtem Haar aus dem Gebüſche hervortreten.

Mit dem unbewußten Inſtinct eines Jägers ergriff Valentin ſein Gewehr und drückte los Der Wolf gab ein dumpfes Geheul von ſich und ſprang fort, aber er war verwundet und ließ Blutſpuren zurück. Der junge Mann verfolgte ihn, in der Hoffnung auch noch ſeinen zweiten Schuß auf das Raubthier abfeuern zu können; allein kaum hatte er ſich gewendet, ſo verſperrte ihm ein unüberſteigliches Hinderniß den Weg und er ſah nichts mehr. Der Wolf war wie durch einen Zauberſchlag verſchwunden.

Valentin ſtand wieder vor der ſchrecklichen Felſenwand; Dornen und andere ſtachliche Sträucher ſchienen noch immer jede Annäherung an die erſtere unmöglich zu machen. Doch der Jäger zögerte diesmal nicht, mitten in das Dickicht zu dringen; er verfolgte die Spur des verwundeten Thieres, bis ſie plötzlich am Fuße der Felſenkette aufhörte. Er bog die Sträucher aus einander und entdeckte einen niedrigen unterirdiſchen Gang, von deſſen Ausgangspunkte das Tageslicht herüber ſchimmerte. Ueber den Weg, den der Wolf eingeſchlagen hatte, blieb ihm kein Zweifel mehr übrig. Die Blutſpuren waren wieder ſichtbar und führten bis zum andern Ende jenes unterirdiſchen Ganges.

Norbert konnte kaum einen Ausruf der Freude unterdrücken; er hatte endlich den erſehnten Durchgang gefunden, deſſen Vorhandenſeyn ihm ſo lange zweifelhaft erſchienen war.

Bei der ungeheuren Erschütterung, welche vielleicht vor Jahrtausenden die Felsen an einander gerückt hatte, waren zwei davon nur mit dem oberen Ende zusammen gerathen und es hatte sich am Fuße derselben ein schmaler, des davor stehenden Gestrüppes wegen unsichtbarer Durchgang gebildet, welcher etwa zehn bis zwölf Schritte in der Länge zählte. Der Jäger kroch rasch hindurch und hatte das Vergnügen, sich auf der andern Seite an einem sanften Abhange zu befinden, der sich ohne besondere Hindernisse bis zum Gipfel des Montcalm hinaufzog.

»Gott sey gelobt!« sagte er, die Augen mit dem Ausdrucke inniger Befriedigung zum Himmel erhebend, »ich kann wieder zurückkommen . . . Vielleicht hat es die Vorsehung so gefügt, daß mir die unglückliche Bewohnerin des Teufelsbrunnens begegnete, und daß ich von dem Daseyn dieses geheimnißvollen Durchganges unterrichtet worden bin. Das unglückliche Geschöpf mag wem immer angehören, ich werde es dennoch versuchen, es der Welt, der menschlichen Gesellschaft wiederzugeben . . . Ohne Zweifel wird es mir nicht gelingen und es wird zur Erreichung dieses Zweckes langer und anstrengender Bemühungen bedürfen ... Doch meinetwegen, ich komme wieder zurück.«

Er untersuchte den Ort auf's Sorgfältigste, um ihn später wieder finden zu können, und setzte seinen Weg fort. Als er aus dem Walde trat, sah er den armen Wolf wieder, der das eine Bein nach sich schleppend, nur mühsam weiter hinkte. Valentin hätte ihn mit einem zweiten Schusse sehr leicht erlegen können; allein ein Gefühl der Dankbarkeit für das verstümmelte Thier, das ihm einen so großen Dienst erwiesen, hielt ihn davon ab und er überließ es seinem Schicksale.

Der übrige Theil seiner Reise war nur mehr mit den bei solchen Ausflügen gewöhnlichen Beschwerlichkeiten verknüpft. Valentin durchschritt nun die Region des Weidelandes; in dieser Höhe wuchsen keine Bäume und nur

hin und wieder war etwas Zwergholz zu ſehen. Noch oft mußte er auf dem Bauche kriechen und ſich am Graſe feſthalten. Als er endlich in Schweiß gebadet, ganz athemlos und erſchöpft an den beiden grauen Felsblöcken ankam, welche den Eingang zur Oule-Blanche bildeten, neigte ſich die Sonne gerade dem Untergange zu. Er war alſo durch mehr als zwölf Stunden am Montcalm herumgeirrt.

Anſtatt ſich jedoch nach dem Durchgange durch dieſen luftigen Porticus der Hoffnung zu freuen, recht bald Ruhe, Nahrung und ein Obdach zu finden, Dinge, die ihm in ſeinen Verhältniſſen mehr als erwünſcht ſeyn mußten, gab er einen Ausruf des Schmerzes und des Zornes von ſich.

Er hatte ſoeben den Capitän Montes und den Zigeuner Jeandot bemerkt, welche vor der Wohnung des alten Schäfers auf einer Raſenbank ſaßen und in aller Gemächlichkeit Milch tranken, die ſie ſich aus einem großen vor ihnen ſtehenden Kruge einſchenkten.

III.

Man nennt in den Pyrenäen Oules kleine oder größere Thäler von beinahe kreisrunder Form, welche sich zuweilen in einer bedeutenden Höhe befinden. Der berühmte Circus von Gavarni gibt davon die beste Vorstellung. Diese Thäler scheinen Becken von Seen zu seyn, welche durch den Druck der darin befindlichen Wassermasse an der einen Seite eine Oeffnung erhielten. Wenigstens verdankte die Oule-Blanche ihren Ursprung augenscheinlich einem solchen Prozesse. Zwölf bis fünfzehn hundert Fuß unterhalb des Gipfels des Montcalm liegend, mußte sie als Behältniß für die von der Höhe herabfließenden Wasser gedient haben, und zwar bis zu einer unbekannten Epoche, wo sich das Felsenbett durch die langsame aber anhaltende Einwirkung der Wellen ausgehöhlt, in zwei Hälften getheilt hatte. Die Schlucht, durch welche das Gewässer des verschwundenen Sees einen Abfluß gefunden haben mußte, bildete nun den Eingang zu dem Thale, dessen Name, das »weiße Thal« sich von der ungeheueren Menge Schnee herschrieb, welche dasselbe in der schlechten Jahreszeit beinahe bis zum Rande anfüllte.

In dem Augenblicke jedoch, wo der Reisende in diesen majestätischen Circus eintrat, sah er noch keine Spur von den Wirkungen des Winters. Blühende Kräuter bedeckten die Wände des Thales; rothe, weiße und scheckige Kühe waren auf diesem Weideplatze zerstreut und weideten bei dem eintönigen Schalle ihrer Glocken. An die ungeheuren Schwierigkeiten zurückdenkend, mit welchen er bei der Besteigung des Berges zu kämpfen gehabt hatte, frug sich

Valentin unwillkürlich, wie es möglich ſey, eine ganze Heerde dieſer trägen und furchtſamen Thiere ungeachtet der Felſenriffe und Abgründe bis zu dieſer Höhe zu ſchaffen.

Beinahe im Mittelpunkte der Oule ſah man das Gebäude, in welches ſich Hirt und Heerde am Abende zurückzuziehen pflegten. Es beſtand aus einer kleinen von einer kunſtloſen Mauer umgebenen Pferche und aus einigen einfachen aber feſten, mit der Umgebung harmonirenden Bauwerken. Die Hütte des Hirten und der Viehſtall, waren aus getrockneten Lehmziegeln erbaut und mit Stroh gedeckt, welche Dachung alljährlich im Frühjahre erneuert werden mußte. Starke am Dache angebrachte Stricke hatten den Zweck den Wind, welcher in dieſer Höhe ſelbſt im Sommer fürchterlich wüthet, zu verhindern, das Strohdach mit fortzunehmen; allein ungeachtet dieſer Vorſichtsmaßregeln geſchah es dennoch ſehr häufig, daß der Hirte die Nacht unter freiem Himmel zubringen mußte, wenn ihm irgend ein Sturm das koſtbare Stroh entführte.

Im Hintergrunde dieſes Thales, von deſſen Ruhe und Düſterheit ſich nur der Beſchauer eine Vorſtellung machen konnte, erblickte man beim ſchwachen Lichte des umwölkten Himmels den Patriarchen der Oule, den alten Hirten Giuſeppe. Er hatte ein ſchönes, weißes Haar, welches mit ſeinem gleichfalls weißen wallenden Barte in einander floß. Auf einer Raſenbank ſitzend, in ſeine wollene Caputze gehüllt, auf ſeinen Stock geſtützt, den wir keinen Schäferſtab nennen können, verharrte er in einer vollkommenen Unbeweglichkeit, und ſeine Augen erhoben ſich bald zum Himmel, bald ſenkten ſie ſich zum Fuße des Berges nieder. Er ſchien die Gegenwart der Unbekannten, welche ihn in ſeiner Einſamkeit ſtörten, nicht bemerkt zu haben. In eine Art Verzückung verſunken, überließ er die Sorge für ſeine Heerde zwei ungeheuren Hunden von einer ſchönen dem Lande eigenthümlichen Race, die zeitweilig durch ihr ſtarkes Gebell das Echo der Berge wach riefen.

Valentin hatte nur den einen Gedanken, den zwei Menſchen auszuweichen, welche ihn ſeit dem vorhergehenden Tage mit Hartnäckigkeit verfolgten und ihn durch ihre Gegenwart beläſtigten. Einen Augenblick dachte er daran, wieder nach Suc zurückzukehren; allein die Sonne ging bereits unter und die Nacht brach ein, wie konnte er alſo in der Dunkelheit den Berg hinunter ſteigen. Uebrigens frug er ſich, nachdem die erſten Aufwallungen ſeines Unmuthes vorüber waren, was für eine ernſtliche Urſache er noch ferner hatte, die beiden Fremden zu meiden. Sein Zuſammentreffen mit dem wilden Mädchen erlaubte ihm, ſeine frühere Zurückhaltung in etwas zu mildern. Seitdem er ſo ziemlich die Unmöglichkeit einer Identität zwiſchen der Bewohnerin des Teufelsbrunnens und jener Antonia deren Namen er ihr gegeben, erkannt hatte, hielt er es nicht mehr für ſo nothwendig, ſeine Handlungen mit dem Schleier des Geheimniſſes zu bedecken. Anderſeits durfte er ſeine Vorurtheile gegen die Zigeuner, deren Grund allerdings mit ſeinen innigſten Gefühlen zuſammenhing, durchaus nicht in einen blinden Haß gegen alle Individuen dieſes verfluchten Stammes ausarten laſſen.

Alle dieſe Gedanken fuhren Valentin ſchnell durch den Kopf. Von Natur aus gutmüthig und zartfühlend empfand er übrigens einige Reue über ſein etwas allzu rückſichtsloſes Betragen vom Morgen. Hatten ſich nun noch dazu der Capitain und ſein Führer mit dem Hirten Giuſeppe wegen einer Unterkunft in ſeiner Hütte ins Einvernehmen geſetzt, ſo war es durchaus nicht an ihnen, ihm den Platz zu räumen und Valentin konnte leicht in die Lage kommen, ihre Gefälligkeit in Anſpruch nehmen zu müſſen. Endlich bedachte er auch, eine Nacht ſey bald vorüber und am nächſten Morgen würden wohl die Zudringlichen entweder auf die Jagd gehen, oder nach Suc zurückkehren. Er beſchloß alſo, wie man zu ſagen pflegt, gute Miene zum böſen Spiele zu machen und ging nach einer

augenblicklichen Zögerung in der versöhnlichsten Gemüthsstimmung auf die Fremden los.

Vielleicht errieth Capitain Montes diesen Umschwung und wollte nun auch seinerseits beweisen, wie wenig er sich mehr der Scene vom Morgen erinnere. Er beeilte sich, einen hölzernen Becher mit Milch zu füllen und reichte ihn dem jungen Manne hin, indem er im heitersten Tone bemerkte:

»Nun, Herr Ingenieur! erkennen Sie endlich, wie sehr Sie heute früh Unrecht hatten, uns unter nichtigen Vorwänden zurückzuweisen? Wir sind bereits seit mehr als zwei Stunden hier . . . Doch bevor Sie antworten, trinken Sie diesen Becher Milch aus; nichts labt und erfrischt so nach einer mühevollen Reise, als dieses ausgezeichnete Getränk . . .«

Diese Worte, welche nach Allem was geschehen war von gar keiner Bitterkeit zeigten, bestärkten Valentin in seinen freundlichen Absichten. Er dankte dem Capitain mit einem Kopfnicken, nahm den Becher und leerte ihn mit einem Zuge.

Mittlerweile betrachtete der Zigeuner den Neuangekommenen mit wachsender Verwunderung.

»Bei der Muttergottes von Heas,« rief er endlich aus, »ist es denn möglich, daß ein Christenmensch so arg zugerichtet werden kann? . . . Sehen Sie doch, Herr Capitain, wie seine Kleider und seine Gamaschen zerfetzt sind, und wie seine Hände und sein Gesicht bluten!«

Nun nahm auch Montes das Aeußere Valentins in Augenschein.

»In der That,« sagte er mit dem Ausdrucke der wärmsten Theilnahme, »welchen Weg haben Sie denn eingeschlagen, Herr Norbert? Nach Ihrem Aeußern zu urtheilen, scheinen Sie nicht blos einen Tag, sondern einen ganzen Monat im Gebirge herumgewandelt zu seyn . . .«

»Was uns anbelangt,« fuhr er nach dem Saume des

Waldes zeigend fort,» so sind wir von dort hergekommen und haben bis auf einige Müdigkeit durch unsere Reise nicht sehr gelitten.«

»Und ich, mein Herr,« erwiederte Valentin, indem er auf einen ungeheuren Abgrund wies, in dessen Tiefe man noch beim Schimmer der Dämmerung den Wasserfall sehen konnte, »ich bin auf diesem Wege gekommen . . . und wirklich, nun ich sehe, wo ich gegangen bin, kann ich mir selbst kaum erklären . . .«

»Hier auf dieser Seite?« rief Jeandot Perez mit dem Ausdrucke der Ungläubigkeit und Verwunderung aus; »Sie sind durch den Teufelsbrunnen gekommen? Barmherziger Gott! wer hat wohl je von so etwas gehört! Nicht einmal Giuseppe wird es glauben wollen.«

Valentin drehte sich herum, als hielte er es unter seiner Würde, dem Zigeuner Rede zu stehen.

»Welch ein fürchterlicher Abgrund!« bemerkte Montes, indem er in den gähnenden Schlund hinabsah. »Doch wie! ist dies nicht der Ort, welchen, wie man sagt, das wilde Mädchen von Montcalm bewohnt?«

»Ja wohl, Senor Capitano.«

»Herr Norbert, der diesen düsteren Ort so eben verlassen hat, könnte uns vielleicht darüber einigen Aufschluß geben,« fuhr Montes nicht ohne Absichtlichkeit fort.

Allein Valentin that, als hätte er diese Worte ganz überhört.

»Sie haben da eben kein einladendes Nachtlager,« sagte er lächelnd, nach der Hirtenwohnung zeigend; »man muß ein großer Jagdliebhaber seyn, Capitain Montes, um sich einer solchen Lagerstätte auch nur für eine Nacht auszusetzen.«

»Ich werde sie wahrscheinlich mehr als Eine Nacht benützen müssen, Herr Norbert.«

»Mehr als Eine Nacht!« wiederholte der junge Mann mit ſchlecht verhehltem Aerger; »man ſagte mir, es wäre mindeſtens höchſt unklug, bei der vorgerückten Jahreszeit hier länger zu verweilen . . .«

»Jedenfalls ſcheinen Sie eben ſo geneigt zu ſeyn, dieſe Unklugheit zu begehen, als ich ſelbſt,« erwiederte Montes mit einem feinen Lächeln, »doch die Hand auf's Herz,« fuhr er voll Gutmüthigkeit fort, »Sie ſind in einer Abſicht nach dem Montcalm gekommen, in welche Sie Niemanden einzuweihen wünſchen und haben es übel vermerkt, daß ſich Ihnen ein harmloſer Jagdfreund, der in Ihnen einen guten Geſellſchafter zu finden vermeinte, ſo mir nichts dir nichts an den Hals warf . . . Je nun, Herr Norbert, da wir durch einige Tage unter demſelben Dache wohnen müſſen, ſo wollen wir uns hiermit offen und freimüthig verſtändigen. Ich habe weder Zeit noch Luſt Ihre Geheimniſſe zu erforſchen und werde dieſelben auch zu achten wiſſen, über dieſen Punkt mögen Sie ganz ruhig ſeyn. Sie können nach Belieben gehen und kommen, ich werde Sie eben ſo wenig hindern, als ich durch Sie gehindert zu werden wünſche. Nie ſollen Sie von mir durch Fragen beläſtigt werden, Sie mögen thun, was Sie wollen. Doch am Abend, wenn wir in der beſcheidenen Wohnung Giuſeppe's zuſammentreffen, wird es wohl Keinem von uns unangenehm ſeyn, Jemanden zu finden, der ihm im Nothfalle beiſtehen kann. Nun Herr Norbert, gefällt Ihnen dieſer kleine Friedens- und Allianz-Tractat?«

Dieſe freimüthige Erklärung zerſtreute vollends in Valentins Gemüthe jeden Reſt von Mißtrauen.

»Sie haben es zum Theil gut errathen, Capitain Montes,« verſetzte er ſchwermüthig; »ich kam wirklich in einer ganz beſonderen Abſicht hierher, welche meiner Anſicht nach die Bewahrung des tiefſten Geheimniſſes nöthig macht . . . Aber ſeit einigen Stunden hat ſich das

Alles geändert; meine Illusionen sind zerstört, meine Hoffnungen vernichtet und eine weitere Vorsicht ist unnöthig. Vielleicht sollte ich sofort nach Vic d'Essos zurückkehren, doch hält mich eine Gewissensache hier noch für einige Zeit zurück.«

»Wirklich, mein Herr, Sie setzen mich in Erstaunen . . . Welches Ereigniß kann sich wohl zugetragen haben, um den Standpunkt Ihrer Angelegenheit so sehr zu verändern und . . .«

»Capitain Montes,« unterbrach ihn Valentin im fröhlichen Tone, »Sie übertreten schon den Friedenstractat, den Sie selbst vorgeschlagen haben . . . Wir wollen uns beeilen, denselben vollends abzuschließen, damit es Ihnen nicht wieder einfällt, ihm zuwider zu handeln.«

Bei diesen Worten reichte er seinem neuen Freunde die Hand hin, welcher sie mit Wärme drückte.

»Meinetwegen!« sagte der Jäger mit augenscheinlicher Befriedigung, »ich wußte es ja, daß wir uns noch verständigen würden. Wiewohl Sie ein wenig mißtrauisch sind, Herr Norbert, so sah ich Ihnen doch gleich Ihren offenen geradsinnigen Charakter an, und erkundigte mich, die Wahrheit zu gestehen, dort unten in der Schenke von Suc sehr genau nach Ihnen . . . Doch nun wir im Reinen sind, wollen wir uns nach einem Lager umsehen; die Nacht bricht an und der alte Giuseppe zeigt sich nichts weniger als gastfrei.«

»Was soll das heißen?« frug Valentin ganz verwundert; »haben Sie denn noch nicht mit dem guten Manne gesprochen? Sind Sie noch nicht gewiß, ob ihm Ihre Anwesenheit in seiner Hütte genehm ist?«

»Ei, wie konnten wir auch? . . . Als wir vor zwei Stunden ganz außer uns vor Durst in der Oule-Blanche ankamen, trafen wir den alten Narren gerade in derselben Stellung, in welcher er sich jetzt befindet, seine

Blicke Gott weiß wohin gerichtet . . . Wir haben ihm zugerufen, er schien uns nicht zu hören; wir wollten uns ihm nähern, seine ungeheueren Hunde wiesen uns die Zähne und schlugen so fürchterlich an, daß wir schleunigst zum Rückzuge blasen mußten. Wir baten ihn dann seine Hunde zu halten, aber er gab gar kein Lebenszeichen von sich . . . Fürwahr, wäre die Kälte etwas heftiger, ich würde glauben, der arme Teufel sey angefroren.«

»Sonderbar! Aber wie kommt dieser Milchkrug hierher?«

»Ganz einfach: er stand vor der Thüre. Da wir von Giuseppe keine Antwort erhalten konnten, so nahmen wir uns die Freiheit, über sein Eigenthum zu verfügen . . . Sie mögen sich übrigens vorstellen, wie groß unser Bedürfniß zu trinken war, nachdem wir den Montcalm erstiegen hatten.«

»Die Regungslosigkeit des alten Mannes ist wahrhaft unbegreiflich; er muß uns doch gesehen haben und ich möchte gerne wissen, welcher Gedanke ihn gar so sehr in Anspruch nimmt?«

»Bah! kennen Sie diese halbwilden Hirten so wenig? Ich wollte wetten, daß dieser hier an gar nichts denkt.«

»Mit Erlaubniß meine guten Herren,« bemerkte der Zigeuner Jeandot Perez in einem furchtsamen Tone, »man versichert, der alte Giuseppe sey ein Zauberer und besitze ein doppeltes Gesicht; sobald er seine Anfälle hat, rührt er sich eben so wenig wie ein Stein und hört und sieht nichts; sind aber dieselben vorüber, so verkündigt er wunderbare Sachen, die stets pünktlich in Erfüllung gehen . . . Oh! wenn man seine Gabe verwerthen könnte, man könnte damit so manches blanke Geldstück auf den Märkten verdienen!«

Und Jeandot stieß einen schmerzlichen Seufzer aus.

Valentin hatte sich abermals weggewendet, während der Zigeuner sprach.

»Er hat ein doppeltes Gesicht,« sagte der Capitain spöttisch. »Der arme Teufel hat nicht einmal mehr sein gewöhnliches Sehvermögen oder es ist ihm wenigstens ganz unnütz . . . Doch versuchen wir es noch einmal, ihn aus seiner Stumpfsinnigkeit zu wecken . . . Kommen Sie, Herr Norbert; der Abendwind weht eiskalt, und es ist gar nicht angenehm, hier obdachlos im Freien zu stehen.«

Die Sonne war inzwischen gänzlich untergegangen und kaum konnte man noch bei dem matten Scheine des Zwielichts das im weiten und einsamen Umkreise der Oule-Blanche zerstreute Vieh unterscheiden.

Im Augenblicke wo ihn die Reisenden ansprechen wollten, erwachte endlich der sonderbare Greis aus seiner Gefühllosigkeit. Er richtete sich gerade in die Höhe und entlockte einem an seiner Seite hängenden Horne einige dumpfe und unmelodische Töne. Sofort hörte das Rindvieh auf, zu weiden, und begann sich langsam zu sammeln. Die Hunde liefen herum und bellten, um die Thiere bei ihrer natürlichen Trägheit anzuspornen. Gleichsam als ob er auf den Instinct der Thiere rechnete, kümmerte sich Giuseppe nicht weiter um seine Heerde und schritt au seine Hütte zu.

In dem Maße, als er näher kam, konnten sich die Fremden nicht enthalten, seine schöne, ehrwürdige Gestalt uud seinen stolzen und feierlichen Anstand zu bewundern. In seinen dunklen Mantel eingehüllt, von dem sein weißes Haar und sein Bart grell abstachen, die große, unter den Gebirgsbewohnern übliche, auf die Achsel zurückfallende Mütze auf dem Kopfe, schritt er, sich zeitweilig auf seinen eisenbeschlagenen Stock stützend, stolzen und würdevollen Trittes einher. Die Funken, die aus seinen großen, tiefliegenden, von dichten Augenbrauen beschatteten Augen

sprühten, vermehrten noch den imposanten Charakter seiner Gesichtszüge.

Norbert und der Capitain Montes grüßten ihn achtungsvoll. Giuseppe blieb plötzlich stehen und sah ihnen gerade ins Gesicht.

»Unter Euch weilt ein Sünder!« sagte er mit einer zitternden Stimme, in der sich Strenge und Traurigkeit paarten; »es gibt unter Euch einen Verbrecher, dessen Anwesenheit für alle unheilvoll werden kann. Ich habe geträumt, daß sich blutbefleckte Hände nach mir streckten und daß ein Bösewicht in meine Hütte eintrat.«

Die Reisenden waren sprachlos.

»Nun, was sagte ich Ihnen?« flüsterte der Zigeuner seinem Herrn ins Ohr; »ach! wenn er sich nur mit mir verständigen wollte . . .«

Der Capitain war über diese sonderbare Anrede mehr als alle Uebrigen betroffen; doch faßte er sich bald wieder.

»Wir alle sind Sünder, Vater Giuseppe,« versetzte er mit ironischer Sanfmuth; »was das Uebrige anbelangt, so ist es keineswegs wunderbar, wenn an unsern Händen Blut klebt, da wir doch Alle Jäger sind . . .«

»Aber das war Christenblut,« sagte der Greis mit dumpfer Stimme.

Montes schwieg. Giuseppe schüttelte den Kopf und bewegte die Lippen, als sagte er unhörbare Worte her. Dann sah er sich nach den beiden andern Reisenden um. Den Zigeuner Jeandet würdigte er kaum eines frostigen Blickes voll Verachtung; allein auf Valentin Norbert weilte sein Auge eine geraume Zeit und der strenge Ausdruck seines Gesichtes schien sich allmälig zu verlieren.

»Dann träumte ich auch noch,« sagte er langsam, »daß ein großer schlanker junger Mann in meine Wohnung

kam. Er hatte blondes Haar, blaue Augen, kleine goldene Flügel an den Schultern und war ein Engel Gottes!«

»Wenden Sie ſich ſchnell um, Herr Norbert,« rief Montes ſpöttiſch aus; »ich möchte gerne wiſſen, ob Sie unter dem garſtigen Torniſter von Kuhleder wirklich ein Paar goldene Flügel haben . . . Meiner Treu, wenn Sie der Engel ſind und ich der Teufel bin, ſo werden wir nicht lange in Eintracht unter demſelben Dache leben.«

Indem Valentin auf die dunklen und emphatiſchen Reden des alten Hirten horchte, wußte er nicht recht, ob ſie die Folge eines närriſchen Charakters, eines zerrütteten Verſtandes wären, oder ob in der That das Leben in der Einſamkeit bei Giuſeppen eine jener geheimnißvollen Eigenſchaften entwickelt hätte, deren Daſeyn die Wiſſenſchaft nicht zu läugnen vermag, ohne ſie jedoch weder ſelbſt zu begreifen, noch Andern erklären zu können. Doch verſchob er die Ergründung dieſes Geheimniſſes auf einen andern Zeitpunkt und ſagte zu dem Greiſe:

»Werdet über dieſe unſchuldigen Scherzreden nicht böſe, guter Vater Giuſeppe. Wir ſind gekommen, um auf dem Montcalm zu jagen und wir wollen Euere Gaſtfreundſchaft, welche Ihr ſchon ſo oft andern Jägern angedeihen ließet, in Anſpruch nehmen. Wir hoffen, daß wir Euch nicht ſehr beläſtigen. Ein Strohlager wird uns vollkommen genügen und wenn es ſeyn muß, auch ein Haufen dürrer Blätter. Was die Nahrungsmittel betrifft,« ſagte er mit einem Blicke auf den Capitain, »ſo ſind wir damit wohl ſchon verſorgt, wie ich glaube . . .«

»Ganz gewiß,« verſetzte Montes. »Ich habe dem Gaſtwirth von Suc ebenſo meine Befehle ertheilt, wie Sie die Ihrigen; morgen in aller Frühe wird man uns mit Mundvorrath verſehen . . . Ihr werdet in der Oule-Blanche ſelten ſo gute Mahlzeiten geſehen haben, als

diejenigen seyn werden, mit welchen wir Euch zu tractiren gedenken, Vater Giuseppe, abgesehen davon, daß nach unserer Abreise so mancher harte Thaler in eurer Tasche erklingen wird.«

Diese Versprechungen, welche in der Regel für die Bewohner der Pyrenäen so verführerisch sind, machten auf den alten Schäfer nicht den mindesten Eindruck. Regungslos, die Augen zu Boden geschlagen, murmelte er beständig unverständliche Worte vor sich hin.

»Nun, mein guter Vater,« frug Valentin, »seyd Ihr gesonnen, uns zu beherbergen?«

Giuseppe erhob sein zitterndes Haupt.

»Wie aber, wenn dann der Sünder, dessen Hände mit Blut befleckt sind, den Zorn des Himmels auf diese arme Hütte ladet? Wir sind hier in derjenigen Luftschichte, wo sich Blitz und Donner bilden; man muß der Gnade Gottes versichert seyn, wenn man sich hier aufhalten will, und wäre es auch nur einen Tag oder eine Stunde lang . . . Von einer Minute zur andern kann der Blitz oder der Schneefall den Ruchlosen vernichten und unglücklich derjenige, der sich sodann in seiner Nähe befindet!«

»Lieber Giuseppe,« erwiederte Valentin, ohne über diese sonderbaren Einwendungen ungeduldig zu werden, »dadurch, daß Ihr armen obdachlosen Jägern eine Unterkunft gewährt, könnt Ihr Euch unmöglich die Strafe Gottes zuziehen. Wenn Ihr uns hingegen in dieser kalten und höchst wahrscheinlich stürmischen Nacht im Freien lasset, so müssen wir zu Grunde gehen.«

»Hm!« brummte Montes leise vor sich hin, »wir werden uns am Ende selbst in der Schäferei einmiethen, ohne den alten Narren weiter zu beachten.«

Der Hirt schien mit Valentins Auseinandersetzung zufrieden zu seyn.

»Gut gesprochen, liebes Kind,« sagte er nach einem augenblicklichen Nachdenken; »kommt also Alle herein,

die heilige Jungfrau von Atocha wird die Ihrigen schon erkennen!«

Bereits waren die Kühe von den dazu abgerichteten Hunden in den Stall getrieben worden. Im Augenblicke wo er den hölzernen Riegel an der Thüre in die Höhe heben wollte, blieb Giuseppe stehen, um den Milchkrug zu betrachten, aus welchem die Reisenden getrunken hatten. Die Milch war plötzlich geronnen.

»Seht Ihr,« sagte der Greis mit einem schmerzlichen Seufzer, »die Lippen eines Böswichts sind der Milch nahe gekommen und sie ist sofort schlecht geworden . . . Gebe die heilige Jungfrau und St. Michael, daß das arme Thier, von welchem sie kömmt, nicht auch unter dem bösen Einflusse leiden muß.«

Er bekreuzte sich, stieß dann den Milchkrug mit dem Fuße um, wahrscheinlich aus Furcht, die Hunde möchten in Versuchung gerathen von dem verfluchten Getränke zu trinken, und hieß die Reisenden in die Hütte treten.

Giuseppe beeilte sich, den hölzernen Flügel, welcher das einzige Fenster der Hütte gegen die Nachtluft schützte, zu schließen. Dann zündete er eine Harzkerze an, welche er sich selbst aus einem in Harz getauchten dünnen Stricke verfertigt hatte. Beim Scheine des Lichtes konnte man das Innere der Hütte sehr gut übersehen. Es war, wie man sich leicht denken konnte, sehr ärmlich; ein aus ungehobelten Bretern zusammengenagelter Kasten war das vorzüglichste Einrichtungsstück; ein Haufen trockenen Grases am bloßen Erdboden bildete das Bett; in einem Winkel bemerkte man einige mit Eisen beschlagene Stöcke, ein kleines Netz zum Forellenfangen und ein schlechtes Gewehr, mit dem der Alte nach den Wölfen schoß, welche die Pferche nicht selten des Nachts anfielen.

Während sich die Gäste ihres Gepäckes entledigten,

begann Giuſeppe mit einer Ungezwungenheit, die gegen ſein früheres phantaſtiſches Weſen grell abſtach:

»Mein Haus bietet nur geringe Hilfsquellen, meine Herren, um Stadtleute wie Sie gehörig zu empfangen, doch haben Sie ohne Zweifel ſelbſt nicht darauf gerechnet, hier Ihre gewohnte Bequemlichkeit zu finden. Hier iſt Ihre Schlafſtelle,« fügte er auf das Stroh und das trockene Farrenkraut am holprigen Erdboden zeigend, hinzu; »was das Nachteſſen betrifft, ſo will ich mit Ihnen theilen, was ich beſitze.«

Er nahm aus dem Kaſten ein Krüglein ſauere Milch, ſchwarzes, altbackenes Brot, ſelbſtverfertigte Butter, und Käſe, gleichfalls eigenen Erzeugniſſes heraus. Das Alles ſtellte er auf den Kaſtendeckel und lud ſeine Gäſte mit einem Zeichen ein, ſich zu bedienen.

»In der That mein alter Papa,« ſagte Montes bei dem Anblicke dieſes kärglichen Mundvorrathes lächelnd, »Eure Mahlzeiten ſcheinen weder an Ueberfluß, noch an zu großer Abwechslung zu leiden. Schwere Noth! Ihr ſcheint Eurem Magen keineswegs göttliche Ehre zu erweiſen.«

Der Greis bewahrte ein würdevolles Stillſchweigen.

»Ein wenig Brot und Milch vom Herzen gegeben, ſchmeckt beſſer, als ein koſtbares Eſſen, das Einem mit Unluſt vorgeſetzt wird,« bemerkte Valentin mit ſeiner gewöhnlichen Freundlichkeit.

»Glücklicherweiſe,« fuhr Capitain Montes fort, indem er ſeine Jagdtaſche öffnete, »glücklicherweiſe haben wir nicht nöthig, uns bis zur Ankunft der Sendung des Wirthes von Suc mit der mageren Koſt unſeres alten Herbergsvaters zu begnügen. Ich bin ein vorſichtiger Mann, wie Sie ſehen!«

Und er zog mit ſichtlichem Wohlgefallen Brot, kalten Braten, und einen noch halb mit köſtlichem Wein gefüllten Schlauch von Bockfell hervor; dann bat er Valentin und den alten Schäfer an dieſem mit Berückſich-

tigung der Verhältniſſe äußerſt leckern Mahle Theil zu nehmen. Giuſeppe dankte mit einem Kopfnicken und ging hinaus um ſein Vieh im benachbarten Stalle zu beſichtigen. Einen Augenblick ſpäter trat er mit ſeinen zwei Hunden in die Stube; er gab einem jeden von ihnen ein Stück Brot, ſchnitt ein weit kleineres für ſich ſelbſt ab, und ſchickte dann ſeine treuen Wächter fort, ohne weder für ſich, noch für die erſteren von ſeinen Gäſten auch das Geringſte annehmen zu wollen.

Valentin war, wie wir zugeben müſſen, nicht ſo enthaltſam; bei ſeiner Jugend und rüſtigen Körperbeſchaffenheit machte die Natur ihre Rechte geltend. Daher aß er auch mit großem Appetit und folgte willig der Aufmunterung des Capitains, welcher ihm mit dem beſten Beiſpiele voranging. Der Zigeuner ließ ſich, mit großer Kraftanſtrengung ſeiner Kinnladen, die ihm von ſeinem Herrn, hinter dem er ſtand, häufig gereichten Ueberreſte gleichfalls vortrefflich ſchmecken.

Ein augenblickliches Stillſchweigen war eingetreten, während deſſen man nichts vernahm, als das Heulen des Windes im Thalkeſſel. Giuſeppe hatte ſich nach Beendigung ſeines kärglichen Mahles in einen Winkel zurückgezogen. Um in die alltäglichen Redensarten, welche er mit Montes wechſelte, einige Abwechslung zu bringen, frug Valentin den Greis in theilnehmendem Tone:

»Euer Leben muß ſehr traurig ſeyn, guter Vater Giuſeppe?«

»Ich beklage mich nicht darüber,« verſetzte lakoniſch der Alte.

»Seyd Ihr allein auf dieſem Berge?«

»Ganz allein, die übrigen Hirten ſind ſchon vor vierzehn Tagen in ihre Dörfer zurückgekehrt, aus Furcht, hier vom Schnee überraſcht zu werden.«

»Und fürchtet Ihr für Euch und Eure Heerde nichts?

Es heißt doch, die Oule-Blanche sey den Schneefällen ganz besonders ausgesetzt.«

»Das ist wohl wahr, und diejenigen, welche sich auf dem Montcalm befinden, müssen ihre Zeit wohl benützen. Der Winter wird nun nicht mehr lang auf sich warten lassen.«

»Wenn dies der Fall ist, warum seyd Ihr nicht nach der Ebene zurückgekehrt.«

»Mein Schicksal liegt in den Händen unseres Herrn Jesu Christi . . . doch wenn irgend eine Gefahr nahe ist. werden mich meine Träume schon davon benachrichtigen.«

»Euere Träume?«

Valentin wußte wieder nicht, was er von dem Alten denken sollte. Giuseppe sprach mit einer wunderbaren Bestimmtheit und natürlichen Einfalt.

»Können Sie sich denn gar nicht daran gewöhnen, unsern Wirth für einen Propheten anzusehen?« bemerkte Montes scherzend; »Giuseppe hat uns doch seine Gabe nicht verheimlicht und uns beim ersten Anblicke erkannt, Sie als einen Engel, und mich als einen bösen Geist . . . Nun, alter Giuseppe,« fuhr er zu dem Hirten gewendet fort, »da Ihr über Vergangenheit und Zukunft so gut unterrichtet seyd, so könnt Ihr uns wohl am Besten sagen, was von Eurer Nachbarin, der Wilden vom Montcalm, zu halten sey.«

Bei dieser geradezu gestellten Frage fuhr Valentin lebhaft empor. Der Greis antwortete mit ruhiger Einfachheit:

»Meine Träume haben mir das wilde Mädchen nie gezeigt.«

»Aber Ihr müßt sie doch oft sehen?« frug Valentin.

»Ja wohl, sie kömmt häufig bei mir vorüber und hält

sich auch zuweilen einen Augenblick auf, denn sie fürchtet sich vor mir nicht so wie vor den übrigen Menschen.«

»Bah, Vater Giuseppe,« sagte Montes lachend, »Ihr habt sie wohl festgebannt, wie?«

»Von Zeit zu Zeit lasse ich ihr ein wenig Brot, Obst oder einige Stückchen Stoff, die ich mir aus dem Dorfe kommen lasse, auf dem Wege zurück ... Sie ist mir für diese geringen Gaben sehr dankbar.«

»Schön, schön, Giuseppe!« rief Valentin mit Wärme aus; »bis jetzt waret Ihr der Einzige, welcher diesem unglücklichen Geschöpfe, das Jedermann flieht und verfolgt, Gutes that ... Gott wird Euch für Eure Menschenfreundlichkeit belohnen!«

»Auf mein Wort, Herr Norbert,« sagte der Capitain mit Verwunderung, »mir scheint, Sie kennen dieses Frauenzimmer?«

»Vor einigen Stunden glaubte ich in der That den Namen und die Geschichte des unglücklichen Mädchens zu kennen, das will ich gar nicht leugnen,« erwiederte Valentin seufzend, »allein jetzt weiß ich es gewiß, daß ich mich geirrt habe.«

»Sie haben Sie also gesehen, Herr Norbert?«

»Ich habe sie gesehen.«

Montes und der Zigeuner gaben ein Zeichen der Verwunderung von sich.

»Das Daseyn dieses Mädchens ist also keine Fabel?« frug der Capitain.

»Durchaus nicht, sondern vielmehr eine Wirklichkeit, eine traurige Wirklichkeit.«

»Ist es möglich! Haben Sie doch die Güte, Herr Norbert, uns die Einzelnheiten Ihres Zusammentreffens mit diesem sonderbaren Geschöpfe zu erzählen.«

»Ich habe demjenigen, was man Ihnen in der Schenke von Suc erzählte, weiter nichts hinzuzufügen,

als daß ſie trotz dem Zuſtande der Verwilderung, in welchen ſie gerathen iſt, Achtung und Mitleid verdient.«

»Sind Sie nicht dieſes Mädchens wegen nach dem Montcalm gekommen, Herr Norbert?« bemerkte Montes mit nachdenklicher Miene.

»Ich will es nicht weiter in Abrede ſtellen, mein Herr.«

»Alſo die Geſchichte von den Gold- und Silberminen ...«

Valentin lächelte.

»Kann man ſolche lächerliche Vermuthungen beſeitigen? Doch ich ſehe, Capitain Montes, daß ich Ihre Neugierde rege gemacht habe ... Ich habe mich ſchon zu ſehr verrathen, um Ihnen noch länger die Urſache meiner Anweſenheit auf dieſem Berge verſchweigen zu können, welche mit der Geſchichte meines Lebens auf das Innigſte zuſammenhängt. Wenn Sie alſo nicht zu ſehr ermüdet ſind, um die Mittheilungen eines Unbekannten anzuhören ...«

»Im Gegentheil, ich will damit gerne die ganze Nacht zubringen,« unterbrach ihn Montes mit Wärme, »gewiß, und ſelbſt, wenn eine Lawine über unſern Köpfen hinge!«

Er befahl Jeandot Perez, auf dem Blätterhaufen neben Giuſeppe Platz zu nehmen, welcher in ſeine Caputze eingehüllt, ſchon im tiefſten Schlafe lag. Der Zigeuner hatte dem vorhergehenden Geſpräche mit der größten Aufmerkſamkeit zugehört und ſchien nun vor Begierde zu brennen, gleichfalls einige Fragen an Valentin zu richten; er gehorchte ſeinem Herrn mit ſichtlichem Widerwillen und legte ſich am andern Ende der Hütte ſchlafen. Fünf Minuten ſpäter ſchien er, nach ſeiner Unbeweglichkeit und ſeinem Schnarchen zu urtheilen, bereits eingeſchlafen zu ſeyn. Nun ſtellte Montes die Torniſter gleich Stühlen einander gegenüber, ſo daß ſie bequeme Sitze bildeten, ſtellte den Weinſchlauch, den ledernen Becher und

das Harzlicht auf den Boden, winkte Valentin, ſich zu ſetzen, und begann dann Cigarren zu rollen, mit einer Geſchicklichkeit, welche den Spanier verrieth.

»Das iſt eben nicht beſſer als ein Bivouac, Herr Norbert,« ſagte er lachend, indem er ihm eine Cigarre anbot, welche dieſer ausſchlug; »doch man muß die Sache eben nehmen wie ſie kommt ... Und nun können wir plaudern. Sprechen Sie alſo, junger Freund! Schon bei dem erſten Anblicke flößten Sie mir eine Theilnahme und eine Sympathie ein, welche ich gerne in eine dauernde Freundſchaft verwandelt ſehen möchte.«

»Ich danke Ihnen für Ihre freundlichen Gefühle, Capitain,« verſetzte Valentin mit Herzlichkeit; »Sie ermuthigen mich, Ihnen mein ganzes Vertrauen zu ſchenken.«

IV.

»Es wird Ihnen ohne Zweifel bekannt seyn,« begann Valentin, seine Erinnerungen sammelnd, »daß ich ein Eingeborner dieses Landes bin. Im kleinen Dorfe Gonac, einige Lieues von Foix erblickte ich das Licht der Welt. Mein Vater, ein ehemaliger Offizier des Regimentes von Navarra diente der Republik mit Auszeichnung und blieb auf einem Schlachtfelde in Italien. Meine untröstliche Mutter folgte ihm bald nach.

»Ich war nun verwaist und ohne Vermögen. Glücklicherweise hatte mir Gott in der Person eines guten Onkels, welchem ich Alles verdanke, einen zweiten Vater gegeben.

»Dieser Onkel hatte, wiewohl er ein Priester war, im Jahre 1793 nicht auswandern wollen und sich während der gefährlichsten Tage der Schreckensherrschaft zu Gonac verborgen gehalten. Der Name meines damals unter den Fahnen der Republik dienenden Vaters war für ihn eine Schutzwehr gewesen und er hatte diese Epoche der Revolution in tiefer Zurückgezogenheit, sich einzig und allein meiner Erziehung widmend, zugebracht. Als mich nacheinander der erwähnte doppelte Verlust betraf, hatte der erste Consul den katholischen Cultus wieder eingeführt und der Abbé Norbert wurde in seine frühere Stelle als Pfarrer des Dorfes, welches wir bewohnten, wieder eingesetzt. Mein würdiger Onkel nahm mich, den armen verwaisten Knaben auf und begann, mir nun diejenige Sorgfalt und Aufmerksamkeit angedeihen zu lassen, welcher ich alle meine Kenntnisse verdanke.

»Allein mein Wohlthäter war arm; indem er mich an Kindesstatt annahm, hatte er mehr sein gutes Herz als seine Einkünfte zu Rathe gezogen. Er hatte mir wohl alle diejenigen Kenntnisse beigebracht, welche die Grundlage einer sorgfältigen Erziehung bilden, aber ich war nun zwölf Jahre alt und es war somit höchste Zeit, auf meine Zukunft zu denken und sich Geldopfer aufzulegen, um mich in den Stand zu setzen, dereinst eine ehrenvolle Stellung in der Welt einzunehmen. Doch was konnte in dieser Hinsicht ein armer Landpfarrer thun, welcher von einem Tage zum andern lebte und sich schon das Nöthigste abdarbte, um die Armuth zu unterstützen? Der vortreffliche Mann war trostlos und sein edelmüthiger Eifer für mein Wohl ließ ihn die unausführbarsten Entschlüsse fassen, um seiner Armuth abzuhelfen.

»Ich hatte jene frühzeitige Reife erlangt, welche eine Folge des Unglücks und des Alleinstehens in der Welt ist; ich errieth die Verlegenheit meines Onkels. Ich sprach mit ihm alles Ernstes davon, ein Bauer oder ein Schäfer zu werden; ich wollte auf die Wohlthaten einer Erziehung Verzicht leisten, deren Werth ich indessen bereits zu schätzen wußte. Der Abbé Norbert versicherte mir, ich irre mich und schalt mich sogar wegen meines Eindringens in seine Verhältnisse tüchtig aus. Er befahl mir, mich fortan meiner Zukunft wegen einzig und allein auf ihn zu verlassen, da er bereits Mittel und Wege kenne, alle Schwierigkeiten in kurzer Zeit zu beseitigen.

»Ich wußte wohl, was er sich unter diesen Mitteln dachte. Sich auf die Verdienste meines auf dem Schlachtfelde gebliebenen Vaters berufend, hatte er für mich bei der Regierung um einen Freiplatz im Lyceum von Foix nachgesucht. Es war nicht viel Aussicht auf einen günstigen Bescheid vorhanden, dennoch knüpfte der brave Priester an diesen Schritt seine letzten Hoffnungen. Ich versprach, mich seinem Willen gänzlich fügen zu wollen; al-

lein insgeheim beſchloß ich, Acht zu geben, und wenn die Angelegenheit ungünſtig ausfiel, zu entfliehen, um fern von meinem Wohlthäter Arbeit und Brot zu ſuchen.

»Die erwartete Antwort langte endlich an und lautete wie es leicht voraus zu ſehen war, abſchlägig. Der Abbé Norbert ſagte mir nichts; die auf ſeinem Geſichte ausgedrückte tiefe Beſtürzung benachrichtigte mich allein davon, daß weiter keine Hoffnung übrig ſey. Mein Entſchluß war gefaßt; ich wollte das Pfarrhaus ſofort verlaſſen. Doch im Augenblicke, wo ich mich von meinem einzigen Verwandten trennen, ihn vielleicht zum letzten Male umarmen ſollte, hatte ich nicht den Muth, ihm mein Vorhaben mitzutheilen. Die traurige Nachricht hatte ihn ordentlich zu Boden geſchlagen; ſeit mehr als einer Stunde war ſie angelangt und noch hielt er den fatalen Brief in der Hand. Endlich ſtand er langſam auf, ſteckte das Papier in die Taſche, nahm ſeinen Hut und ſeinen Stock und ging in die Felder hinaus.

»Von welcher Kleinigkeit hängt oft das Schickſal eines Menſchen ab? Wenn ich mein Vorhaben vorſchnell ausgeführt hätte, Gott weiß welche unbekannte und unheilvolle Richtung mein Lebenslauf ſtatt der geraden und regelmäßigen genommen hätte, welche mich dem Punkte zuführte, auf welchem ich mich gegenwärtig befinde. Glücklicherweiſe änderte ich meinen Entſchluß nach einigem Nachdenken. Ich beſchloß in der nächſten Nacht fortzugehen und den Abend noch beim Abbé Norbert zuzubringen.

»Auf einer ſteinernen Bank vor der Hausthüre ſitzend weinte ich, indem ich an die ſtille Glückſeligkeit dachte, welche ich zu verlaſſen im Begriffe war, als ich plötzlich am Ausgange eines Fußweges meinen Onkel erblickte. Er ging ſchnellen Schrittes, mit freudeſtrahlendem Geſichte nach dem Pfarrhauſe zurück. Mich von weitem erkennend, machte er mir Zeichen und deutete nach dem Himmel, als wollte er mir eine wichtige und glückliche Botſchaft verkünden.

»Ich ſtand auf und wußte nicht, was ich davon halten ſollte. Mein Onkel ſchloß mich wonnetrunken in ſeine Arme.

»Valentin! mein theurer Valentin!« ſagte er mit bebender Stimme, »Gottes Güte hat für Dich geſorgt... Alle meine Wünſche ſind erfüllt. Bereite Dich vor, um zur Fortſetzung deiner Studien am Lycäum von Foix abzureiſen.«

»Ich wollte meinen Ohren nicht recht trauen.

»Wie!« rief ich aus, »der Brief den Sie dieſen Morgen erhalten haben, enthielt alſo nicht...«

»Er benachrichtigte mich, der von Dir beanſpruchte Stiftungsplatz ſey einem Andern verliehen worden. Ich war in Verzweiflung, allein ein vortrefflicher Freund hat die Ungerechtigkeit der Menſchen gegen Dich wieder gut gemacht... Komm, mein Kind,« fügte er, mich bei der Hand faſſend, hinzu, »komme deinem Wohlthäter zu danken. Ich kam hierher, um Dich abzuholen.«

»Und er wollte mich mit ſich fortziehen.

»Mein guter Onkel!« rief ich lebhaft ergriffen aus, »ich bitte Sie, verheimlichen Sie mir nichts. Wem habe ich eine ſo große Wohlthat zu verdanken?«

»Je nun, wem ſonſt, als unſerem guten Nachbar dem Ritter Fernand von Villareal.«

»Ich dankte dem Himmel vom Herzensgrunde, als ich dieſen Namen hörte. Bei meiner ſtolzen Armuth war Herr von Villareal außer meinem Onkel der einzige Menſch, von dem ich eine ſo große Wohlthat anzunehmen im Stande war, ohne zu erröthen. Ich ging daher willig mit dem Abbé Norbert.

»Doch ehe ich fortfahre, muß ich Ihnen etwas Näheres über den großmüthigen Freund mittheilen, welcher auf die erwähnte Weiſe als Retter in unſerer Noth erſchienen war.

»In einiger Entfernung von Gonac, am Fuße

des Gebirges, steht ein einsames Haus von sonderbarer Bauart, welches Einige von den Römern, Andere von den Mauren herleiten, dessen eigentlicher Ursprung jedoch völlig unbekannt ist. Diese Wohnung, welche später in Folge eines tragischen Ereignisses, an welchem ich unheilvoller Weise betheiligt war, eine traurige Berühmtheit erlangte, heißt das Römerhaus. Ehemals bildete das Gebäude sammt dem weitläufigen Zugehör von Ländereien und Waldungen ein adeliges Lehen, welches einer vornehmen Familie der Grafschaft Foix gehörte. Während der Revolution waren jedoch die früheren Eigenthümer vertrieben worden und die Besitzung gelangte durch Kauf an den Ritter von Villareal, einen reichen spanischen Edelmann, welcher sich daselbst mit seiner Familie niederließ. Kein Mensch wußte, welche Ursachen Herrn von Villareal veranlaßten, sich in dieser Einsamkeit zu begraben; allein er that in der ganzen Gegend so viel Gutes, seine Manieren und diejenigen seiner Frau und seiner Kinder waren so liebenswürdig, daß man nicht daran dachte, das Geheimniß mit dem er sich umgab, zu seinem Nachtheile auszulegen. Uebrigens war der Chevalier noch jung; seine etwa fünf und zwanzig Jahre alte Gemalin strahlte im vollsten Glanze ihrer Schönheit; liebenswürdige Kinder waren die Frucht dieser Verbindung, welche augenscheinlich stets glücklich gewesen war. Vielleicht war der Wunsch fern von den in Spanien und Frankreich herrschenden Wirren ruhig und unbekannt zu leben, der einzige Grund der Absonderung dieser Familie.

»Der Abbé Norbert war in diesem Hause, in welchem sich die traditionelle Frömmigkeit der alten spanischen Familien ungeschwächt erhalten hatte, auf's herzlichste aufgenommen worden. Ich selbst hatte meinen Onkel einige Male nach dem Römerhause begleitet und mich daselbst jenes liebevollen Empfanges zu erfreuen gehabt, welcher dem geringsten Worte einen besonderen Werth

verleiht. Mit den Söhnen des Herrn von Villareal hatte ich Freundschaft geschlossen und wiewohl sie jünger waren als ich, so waren wir doch Spielgefährten, die naive Gleichheit der Kinderjahre verwischte den Unterschied des Ranges und des Vermögens zwischen den kleinen Patriciern und dem Neffen eines armen Landpfarrers.

»Nach Empfang des verhängnißvollen Briefes war mein Onkel zum Chevalier gegangen, um sich bei ihm Raths zu erholen und hatte ihn in einem freudigen Paroxismus über seine neue Vaterschaft angetroffen: Frau von Villareal, bereits Mutter von zwei Knaben, von denen der ältere sieben bis acht Jahre alt war, hatte so eben ein Töchterchen zur Welt gebracht. Bei der Ankunft des Abbé Norbert ließ der Chevalier seinen freudigen Gefühlen über dieses glückliche Ereigniß freien Lauf; als er jedoch die Traurigkeit meines Onkels bemerkte, beeilte er sich nach der Ursache derselben zu fragen. Dem guten Pfarrer war jede Verstellung fremd; er erzählte daher, in welcher trostlosen Lage er sich meinetwegen befinde.

Nach einem augenblicklichen Nachdenken erwiederte Herr von Villareal in gerührtem Tone:

»Das Schicksal Ihres Neffen geht mir sehr zu Herzen, mein lieber Herr Pfarrer; es wäre in der That ein großes Unglück, wenn das arme Kind, welches viel Talent und Fleiß verräth, seine Studien wegen Mittellosigkeit unterbrechen müßte. Nun wohl, meine Liebe für Sie ist größer als meine Eitelkeit und diese Liebe muß jetzt ihre Früchte tragen. . . Hören Sie mich an! Ich kann einen Theil meines Ueberflusses nach der Eingebung meines Herzens verwenden. Ich habe eine ziemliche Summe Geldes bei Seite gelegt, in der Absicht, dieselbe zu Festen und insbesondere zu guten Werken zu verwenden, damit sich der Segen des Himmels über meinen neugebornen Sprößling ergieße; nun will ich jedoch dem Gelde eine andere Bestim-

mung ertheilen. Meine Tochter wird ohne Prunk und ohne Feſtlichkeiten getauft werden und unſere guten Nachbarn werden ſich diesmal auch ohne Geſchenke zufrieden ſtellen müſſen. Das Geld was ich für All das hätte ausgeben müſſen, will ich bei einem Banquier in Foix hinterlegen; durch Hinzufügung einiger beſonderer Erſparniſſe werde ich die Summe voll machen, die nothwendig iſt, um für Ihren Neffen am Lyceum von Foix bis zur Beendigung ſeiner Erziehung das Koſtgeld zu bezahlen . . . Damit iſt nun die Sache abgemacht und meine gute Marie wird über dieſe Anordnung ſehr erfreut ſeyn.«

»Mein Onkel war Herrn von Villareal um den Hals gefallen, hatte ihn voll Entzücken an ſein Herz gedrückt, und war dann fortgeeilt, um mich zu holen.

»Alle dieſe Einzelnheiten erzählte mir der Abbé Norbert während wir uns nach dem Römerhauſe begaben, und mein Dankgefühl gegen den Chevalier kam, wie Sie ſich leicht denken können, dem ſeinigen mindeſtens gleich. In dem Maße als er erzählte, beſchleunigte ich meine Schritte; ich wäre gerne geflogen und wurde über den langſamen, gemeſſenen Gang meines Onkels höchſt ungeduldig.

»Bald wurde das Römerhaus hinter den Bäumen ſichtbar: es war ein ſchönes Wohngäude, deſſen Bauart Adel mit Solidität vereinigte. Sobald ich das terraſſenförmige Dach, die gothiſchen Fenſter, die Mauern von gelbem Granit erſehen hatte, ließ ich mich nicht länger halten; ohne auf meinen Onkel zu hören, welcher mich zurück rief, lief ich voraus, ſchritt durch das ſtets geöffnete Thor des gaſtlichen Hauſes und drang in den Salon, wo ſich die Familie von Villareal in der Regel aufhielt.

»Oh! Herr Montes, welch ein köſtliches Bild bekam ich da zu ſehen! Und wenn ich noch hundert Jahre lebte, dieſe Scene von Glück und Zufriedenheit wird mir ſtets vor Augen ſtehen, beſonders wenn ich ſie mit der

Schreckensſcene vergleiche, von der ich einige Jahre ſpäter in demſelben Salon Zeuge war . . .

»Dieſes Gemach war mit einem einfachen Luxus, und höchſt geſchmackvoll eingerichtet. Ein großes Feuer kniſterte in einem prachtvollen marmornen Camin, deſſen Errichtung jedenfalls einer ſpäteren Zeit angehörte, als derjenigen in welcher das merkwürdige Haus erbaut worden war. Ein reicher Teppich mit prachtvoller Stickerei von lebhaften Farben, Blumen und Vögel vorſtellend, bedeckte den Fußboden; koſtbare Vorhänge ließen das Tageslicht nur zur Hälfte durch die Fenſter dringen. Vor dem Feuer, in einem großen Lehnſtuhle ſitzend, in Wellen von Atlas und Spitzengrund eingehüllt ſah man Frau von Villareal ſchön und ſanft weie eine italieniſche Madonna. Sie war noch blaß und leidend, allein eine unendliche Heiterkeit lag auf ihrem Geſichte; ſie lächelte; indem ſie ihrem Gemal zuhörte, welcher auf die Lehne ihres Stuhles geſtützt, ſein Geſicht nahe an dem ihrigen, ihr ohne Zweifel von dem guten Werke erzählte, an dem ſie Theil nehmen ſollte. Der Chevalier war ein großer, ſchöner Mann, ein wahrer Hidalgo, von ſtolzem Geſichtsausdruck, feurigen Augen und offenem Benehmen. Nahe bei beiden Eltern, beinahe unter ihren Händen, ſchlummerte in einer kleinen weißen, mit einem leichten Schleier überdeckten Wiege das neugeborene Kind. Im Hintergrunde des Saales ſpielten zwei muntere Jungen auf dem Teppich und lachten, durch die Gegenwart der Eltern nicht beſchränkt, mit ihren ſilberhellen Kinderſtimmen.

»Ungeachtet meiner Aufregung ſchüchterte mich der Anblick dieſer friedlichen und hübſchen Haushaltung ein; ich blieb einen Augenblick unbeweglich an der Thüre ſtehen. Allein ich hatte beim Eintritte doch ein wenig Geräuſch gemacht; der Chevalier hob den Kopf in die Höhe, erkannte mich ſofort und reichte mir mit Herzlichkeit die Hand hin. Ich

ergriff ſie und bedeckte ſie mit Küſſen und mit Thränen, indem ich einige unverſtändliche Worte ſtammelte.

»Herr von Villareal küßte mich liebevoll und führte mich zu ſeiner Frau hin, welche mich gleichfalls küßte, als wäre ſie meine Mutter geweſen. Sie ſprachen Beide ſehr freundlich mit mir und ſuchten mich zu beruhigen. Mein Herz war ſo voll, daß ich nicht antworten konnte. Um mich zu ermuthigen rief die gute Marie ihre beiden Kinder herbei und ſie kamen und legten ihre hübſchen Geſichtchen an meine Wangen; aber Reſpect, Dankbarkeit und Verlegenheit erfüllten mein Herz und ich erſtickte beinahe.

»Mein Onkel kam nun ſchweißtriefend herein und eilte mir zu Hilfe. Er erzählte, wie ich, nicht im Stande meine Ungeduld zu mäßigen, ihn unterwegs im Stiche gelaſſen und entſchuldigte dann meinen etwas allzu unceremoniöſen Eintritt im Römerhauſe. Herr und Frau von Villareal lächelten; allein als der würdige Geiſtliche meiner Verwirrung durch ſeine eigenen Dankesworte zu Hilfe kommen wollte, unterbrach ihn der Chevalier.

»Mein theuerer Abbé,« ſagte er, »kein Wort des Dankes, denn Marie und ich ſind übereingekommen, dieſer Handlung welche Sie ſo ſehr preiſen, ganz fremd zu bleiben . . . Wenn Sie mit Ihrem Neffen durchaus Jemanden dafür danken wollen, ſo thun Sie es derjenigen gegenüber, welche davon die Urheberin iſt.«

»Und wer iſt das?« frug der Abbé ganz erſtaunt.

Herr von Villareal ſchlug den Schleier, welcher die Wiege bedeckte, vorſichtig zurück und zeigte uns das allerliebſte kleine Mädchen das darunter ſchlummerte.

»Meine Tochter Antonia iſt es,« ſagte er mit Zärtlichkeit. »Wir wünſchen, daß die Kleine ihren Eintritt ins Leben durch eine Wohlthat bezeichne; wir wollen, daß die erſten Worte an ihrer Wiege aus Segnungen beſtehen. Entſchuldigen Sie Herr Pfarrer, aber wir Spanier ſind aber-

gläubiſch ... Ihre und Valentins Freude wird unſerer Tochter Glück bringen.«

»Wohl, wohl,« verſetzte die gute Mutter, ihre ſchönen Arme um ihren Gatten ſchlingend; »unſere Antonia wird glücklich ſeyn, ſo glücklich wie ich.«

Der Chevalier lächelte und wandte ſich zu uns.

»Alſo die Angelegenheit iſt beendigt,« verſetzte er, »nichts mehr von Dank, weder jetzt noch ſpäter; Ihre einzige Wohlthäterin iſt dieſes kleine Mädchen. Herr Norbert, mein lieber Valentin, vergeſſen Sie das nie ... Segnen und lieben Sie dieſes ſchwache Geſchöpf, welches Ihnen mit ſeinem Eintritte in das Daſeyn Glück bringt, ſo wie es auch gleichzeitig Vater und Mutter glücklich machte.«

»Oh! geſegnet ſey ſie!« rief der Abbé aus, ſeine Hand über die Wiege ausſtreckend, »geſegnet ſey die Kleine und möge ſie der Himmel mit ſeinen beſten Glücksgütern überhäufen!«

»Ich werde ſie aus ganzer Seele lieben,« fügte ich hinzu, »und fortan ſey mein ganzes Daſeyn Antonien von Villareal geweiht!«

»Einige Tage nach der Taufe, welche ohne Pomp und Feſtlichkeiten ſtatt fand, übergab der Chevalier meinem Onkel einen auf meinen Namen lautenden Rentenſchein über eine durch zehn Jahre an mich von ſeinem Banquier in Foix zu zahlende jährliche Rente.«

»Valentin hielt einen Augenblick inne, um ſeine Rührung zu bekämpfen. Nach dem regelmäßigen Athemholen zu urtheilen ſchienen der Zigeuner und Giuſeppe zu ſchlafen. Montes hatte ſchon lange zu rauchen aufgehört und ſaß ſtill und zuſammengekauert da, ſein Geſicht mit der einen Hand ſtützend. Das beinahe zu Ende gebrannte Harzlicht beleuchtete das Innere der Hütte nur noch ſchwach und unvollkommen; ein jeder durch die Ritzen des Fenſterladens dringende Windſtoß drohte es auszulöſchen.

Doch der junge Ingenieur, ſich ganz und gar ſeinen Erinnerungen hingebend, ſchien vergeſſen zu haben, mit wem er ſprach, und wo er war. Mit einem tiefen Seufzer fuhr er fort:

»Ich werde die mich betreffenden Details bezüglich der darauf folgenden Periode möglichſt abkürzen. Was würden Sie wohl auch meine Arbeiten als Student, meine raſchen Fortſchritte intereſſiren, was meine frühzeitig erwachte Neigung für die Naturwiſſenſchaften und insbeſondere für die Mineralogie, von der mir mein Onkel, ein ausgezeichneter Geologe, bereits die Vorbegriffe beigebracht hatte. Dieſer Abſchnitt meines Lebens war ruhig und glücklich, wie das Daſein eines jeden fleißigen und folgſamen Kindes. Der ältere von Herrn von Villareal's Söhnen kam bald nach mir ins Collegium, und ich bemühte mich, durch meine Sorge und meine Theilnahme für ihn meine Erkenntlichkeit gegen ſeine Familie nach Kräften zu beweiſen. Eine enge Vertraulichkeit verband uns, und alljährlich kamen wir in den Ferien mit einander nach Gonac. Herr und Frau von Villareal hatten mich in Folge ihrer eigenen Wohlthaten liebgewonnen und behandelten mich ganz wie ihr Kind. Daher kam es auch, daß ich während meines Aufenthaltes in der Heimat das Römerhaus zum größten Leidweſen meines Onkels, den ſeine Berufspflichten im Pfarrhauſe zurückhielten, nur ſelten verließ.

»Ich war ſomit tagtäglich Zeuge des unerhörten Glücks mit welchem die Vorſehung dieſe edlen, einer ſolchen Gunſt wahrhaft würdigen Menſchen überſchüttete. Stets gutmüthig, einfach und uneigennützig, ſchien Herr von Villareal nie einen Kummer zu empfinden, nie trübte auch nur der leiſeſte Ausdruck von Traurigkeit die Heiterkeit ſeiner Phyſiognomie. Seine ungeachtet ihres reifern Alters jugendliche und ſchöne Frau kannte vom Leben nur deſſen reine Freuden und angenehme Eindrücke. Beide ſahen ihre Kinder mit einem Gefühle ſtolzer Befriedigung unter ihren

Augen heranwachſen; der ältere Sohn Dominik, mein Studiengefährte, zeigte ſchon den liebevollen, bis zum Heroismus opferfähigen Charakter ſeiner Mutter, der Jüngere hingegen beſaß ganz das ritterliche Feuer, den edlen Enthuſiasmus ſeines Vaters, mit dem er auch das feurige Auge und die männlich offenen Geſichtszüge gemein hatte.

»Was Antonia anbelangte, jenes gebenedeite Kind deſſen Geburt für mich die Quelle meines Glücks geweſen war, ſo iſt es mir unmöglich Ihnen die naive Anmuth ihrer erſten Jahre zu beſchreiben. In einem Alter, wo andere Kinder kaum noch irgend ein Zeichen von Verſtändniß von ſich geben, ſah man ſchon in ihr die liebenswürdigen Eigenſchaften der Mutter vereint mit Herrn von Villareal's Feſtigkeit und Ernſte empor keimen. Wie lieb hatte ich ſie aber auch, die kleine Antonia! Wie gab ich mir Mühe, ſie zu unterhalten und ihr zu gefallen! Wie machte mich das Lächeln glücklich, mit dem ſie meine Bemühungen lohnte! Sie war mein Abgott; ſie übte auf mich einen übernatürlichen Zauber aus; mein ganzes Glück in der Gegenwart, meine Hoffnungen für die Zukunft hatten nur ſie zum Ausgangspunkte. In ihr glaubte ich meinen Schutzengel zu verehren, und oft dachte ich, ihr roſiges Geſichtchen ſey von einem Heiligenſcheine umgeben. Oft weinte ich indem ich ſie anſah, und das liebe Kind ſchalt mich lächelnd wegen meiner Gemüthsbewegung aus, deren Urſache es nicht begreifen konnte . . . Ich hatte mein dem Herrn von Villareal gegebenes Verſprechen gehalten. Oh! wie liebte ich die kleine Antonia!

»Doch ich muß endlich auf das fürchterliche Ereigniß zu ſprechen kommen, welches dieſen beneidenswerthen Theil meines Daſeyns raſch zum Abſchluß brachte.

»An einem Herbſtabende, vor beiläufig ſieben Jahren, war ich mit meinem Onkel im Römerhauſe beim Nachteſſen. Ich ſollte am nächſten Morgen mit Dominik nach Foix abreiſen und das Eſſen war ſomit ein Abſchiedsmahl.

Nach Tiſche verſammelten wir uns im Salon, wo indeſſen nicht die gewöhnliche Fröhlichkeit herrſchte. Herr von Villareal mit meinem Onkel am Camine ſitzend unterhielt ſich mit einer anſcheinenden Gemüthsruhe, die er innerlich nicht empfand. Dominik ſich ſeiner Rührung ſchämend, welche ſeiner Anſicht nach für ſein Alter nicht paßte, hatte ſich mit einem Buche in der Hand in einen Winkel des Saales zurückgezogen, und vergoß heimliche Thränen. Niemand ſchien dieſe Thränen zu bemerken; doch Frau von Villareal fuhr von Zeit zu Zeit mit der Hand nach ihren Augen, und lächelte ihrem Gatten zu, gleichſam um ihn ihrer Schwachheit wegen um Verzeihung zu bitten. Der jüngſte Knabe ſpielte ſorglos am andern Ende des Saales und ich kniete vor der kleinen damals ſechsjährigen Antonia am Boden und ſang ihr mit halblauter Stimme ein Liedchen in der Volksmundart vor, deſſen Wiederholung ſie mit der Beharrlichkeit von Kindern ihres Alters ſtets wieder von neuem verlangte. Durch die offenen Fenſter drang die friſche Abendluft ein, und einige Kerzen erhellten das Gemach.

»Ein Geräuſch von Stimmen und von Schritten ließ ſich im Hofe vernehmen; einen Augenblick ſpäter verkündete ein alter, tauber Diener, welcher nebſt einer Köchin den Dienſt im Innern des Hauſes verſah, eine Bande Zigeuner ſey gekommen und bitte um ein Nachtlager im Schloſſe.

»Der Chevalier hatte für Bitten dieſer Art ſtets ein offenes Ohr, nie ſchickte er einen Bettler, ja nicht einmal einen Landſtreicher weg, der ſeine Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nahm. Umſonſt verſuchte es mein Onkel ihm das Gefährliche einer ſo weit getriebenen Leutſeligkeit begreiflich zu machen. Das Römerhaus ſtand ganz abgeſondert und einſchichtig da, die beim Feldbau verwendeten Arbeiter und die Hirten bewohnten andere Gebäude, welche wenigſtens eine Viertelſtunde vom Schloſſe entfernt waren. Ueberdies galt Herr von Villareal für ſehr reich, und

hatte erſt kürzlich wieder eine bedeutende Erbſchaft in ſeiner Heimat eincaſſirt, was man in der Umgebung ganz gut wußte, da mein Onkel beauftragt worden war, aus dieſem Anlaſſe reichliche Almoſen zu vertheilen. Konnte nun nicht dieſer Ruf des Reichthums die Hoffnung, bei dem Mangel an Vertheidigungsmitteln ſeitens des Herrn von Villareal ein Verbrechen ohne Gefahr zu begehen, die elenden Auswürflinge zweier Nationen, welche ohne Unterlaß an der franzöſiſchen und ſpaniſchen Grenze herum wandern, in Verſuchung führen? Mein Onkel machte alle dieſe Bemerkungen in einem ſchüchternen Tone, während der Diener die Befehle ſeines Herrn bezüglich der Zigeuner erwartete.

»Wie! mein guter Herr Pfarrer,« ſagte Herr von Villareal im vorwurfsvollen Tone, »Sie, der Sie ſelbſt ſo theilnehmend und ſo gut ſind, Sie rathen mir dieſen obdachloſen Unglücklichen mein Haus zu verſchließen? Wäre das die Art und Weiſe dem Himmel meine Dankbarkeit für die Glücksgüter mit denen er mich geſegnet zu beweiſen?«

»Aber, Herr Chevalier, die Leute können ja ebenſo gut Uebelthäter ſeyn . . .«

»Uebelthäter? Warum das? Etwa weil ſie arm ſind? Oh! Herr Pfarrer, es wäre lieblos gleich nach dem erſten Anſcheine ſo zu urtheilen . . . Doch wir wollen gerecht ſeyn, ſelbſt gegen dieſe Zigeuner. Möglich, daß ſie Spitzbuben ſind, aber ſie ſind keine Diebe, wenigſtens keine entſchloſſenen Diebe. Uebrigens ſind ſie ſo feig, daß ich feſt überzeugt bin, mit der ganzen Bande allein fertig werden zu können. Was könnten ſie uns Böſes zufügen? Das Haus anzünden? In dieſer Beziehung haben wir bei der feuerfeſten Bauart des Hauſes nichts zu fürchten ... Gehen Sie, lieber Nachbar, es wäre eine arge Unmenſchlichkeit, dieſe armen Teufel weiter ziehen zu laſſen, welche gewiß müde und hungrig und jedenfalls ohne Unterkunft ſind.«

Bayerische Staatsbibliothek München

»Mein Onkel ſagte weiter nichts, und ſchüttelte blos mit dem Kopfe.

»Hieronymus,« begann Herr von Villareal im Tone eines Spaßvogels, der ſeinem Hofmeiſter einen luſtigen Streich zu ſpielen gedenkt, »führe die Zigeuner in die untere Küche, und gib ihnen eine tüchtige Schütte Stroh hinein; dann bringſt du ihnen Brot, und was ſonſt von Eßwaaren im Speiſeſchranke vorräthig iſt. Sage ihnen aber, ſie möchten ſich hüten, irgend einen Schaden in meinem Hauſe anzurichten, ... ſonſt würde ich ſie ein anderes Mal nicht mehr ſo empfangen.«

»Der Diener verließ den Saal, um die Befehle ſeines Herrn zu vollziehen. Als ich mich fünf Minuten ſpäter zufällig dem Fenſter näherte, ſah ich beim Mondlichte die Zigeunerbande durch den Hof ziehen. Die Leute hatten ein höchſt abſtoßendes Ausſehen. Männer von unheilvoller Phyſiognomie trugen Werkzeuge von verſchiedenen Gewerben; zwei oder drei in Lumpen gekleidete hagere Weiber führten ihre halbnackten Kinder theils bei der Hand, theils trugen ſie dieſelben auf dem Rücken. Voll Abſcheu wendete ich meine Blicke ab.

»Die Stunde des Schlafengehens war inzwiſchen gekommen; mein Onkel ſtand auf. Ich wollte eben der Familie Villareal, welche ich erſt die nächſten Ferien wieder ſehen ſollte, Lebewohl ſagen, als mir der Chevalier in die Rede fiel.

»Still, mein lieber Valentin,« ſagte er im fröhlichen Tone, »wir brauchen uns noch nicht zu beurlauben ... Mein Wagen, der Sie morgen nach Foix bringen ſoll, iſt groß genug, um uns Alle aufzunehmen und morgen Früh werden wir insgeſammt Dominik bis zum Pfarrhauſe begleiten; bis dahin hat es alſo mit dem Scheidekuſſe Zeit. Merken Sie wohl, lieber Pfarrer, dieſer Einfall wird Sie um ein Frühſtück für mich und für meine Begleitung ärmer machen, doch bitte ich Sie, nichts

Außerordentliches anrichten zu lassen. . . . Bedenken Sie, daß Kinder, welche das elterliche Haus verlassen, nicht viel essen, und daß eine Mutter, welche weint, gar keinen Appetit hat.«

Alles war für den nächsten Morgen verabredet, ich empfahl mich Herrn und Frau von Villareal und drückte meinen jungen Freunden die Hand. Als die kleine Antonia meine bevorstehende Abreise erfuhr, klammerte sie sich an meinen Rockschoß an und ließ sich nur durch das Versprechen, mich am folgenden Tage wiederzusehen, beruhigen. Endlich schlug ich mit meinem Onkel den Rückweg nach Gonac ein, nicht ohne daß der Abbé dem Chevalier die höchste Klugheit und Vorsicht hinsichtlich der Zigeuner empfohlen hätte.

»Es war finstere Nacht, als wir das Römerhaus verließen, und wir setzten unsern Weg schnellen Schrittes und schweigend fort. War es dem Einflusse der Dunkelheit oder irgend einem andern Grunde zuzuschreiben, ich konnte mich einer unerklärlichen Bangigkeit und eines unbeschreiblichen Gefühles von Unbehaglichkeit nicht erwehren. Mein Onkel gestand mir später, auch ihn habe eine gleiche Empfindung niedergebeugt. Seit jener Zeit wagt er es, trotz seines klaren und unbefangenen Geistes, nicht mehr, das Vorhandenseyn und die Möglichkeit von Ahnungen in Abrede zu stellen. Im Pfarrhause angelangt, trennten wir uns; der Pfarrer traf Anordnungen wegen des Frühstückes für den folgenden Tag, und ich ging in meine Stube hinauf, um die Bücher und Kleidungsstücke, welche ich mitzunehmen gedachte, zurecht zu legen.

»Diese Vorkehrungen hielten mich lange auf; doch hatte ich durchaus keine Lust zu schlafen, dessenungeachtet legte ich mich nieder und löschte das Licht aus; allein der Schlaf weigerte sich hartnäckig, mir die Augen zu schließen. Eine sonderbare, unerklärliche Angst befiel mich; die Luft die ich einathmete, kam mir brennend heiß vor, und dennoch

ſtand mir ein kalter Schweiß auf dem Geſichte. Schlief ich zufällig auf einen Augenblick ein, ſo hatte ich ſofort ſo entſetzliche Träume, daß ich darüber voll Schrecken erwachte. In dieſen Träumen kam es mir vor, als befände ich mich noch bei der Familie von Villareal, und ich ſah da bekannte Geſichter vor mir, doch blaß, blutig und von Schmerz verzerrt. Ich glaubte die Stimmen meiner Freunde zu vernehmen, welche um Hilfe riefen, und es ſchien mir, als hörte ich ganz beſonders das Jammergeſchrei der kleinen Antonia. Das arme Kind nannte mich bei meinem Namen, flehte mich um Rettung an, und hob ihre kleinen Händchen bittend zu mir empor . . . Anſtatt aufzuhören, nahmen dieſe Viſionen von Minute zu Minute einen beſtimmteren Charakter an. Vielleicht waren ſie die Folge eines plötzlichen Fieberanfalles; vielleicht war meine durch die bevorſtehende Trennung, durch die Befürchtungen meines Onkels, bezüglich der Zigeuner erhitzte Einbildungskraft die alleinige Urſache dieſes peinlichen Zuſtandes; allein mir bleibt der Verſtand ſtille ſtehen, wenn ich bedenke, daß beinahe im ſelben Augenblicke nicht weit von mir ein beklagenswerthes Ereigniß ſtatt fand, deſſen Andenken noch lange im Lande fortleben wird.

»In der Hoffnung, die friſche Luft werde dieſe ſchreckliche Nervenaufregung dämpfen, trat ich an das Fenſter. Die friſche Nachtluft ſtillte in der That die Wallungen meines Blutes, und das anhaltende Ohrenſauſen wurde immer ſchwächer, und hörte endlich ganz auf. Der Mond ſchien hell und die ganze Natur zeigte eine majeſtätiſche Ruhe, welche auf meine Organe den wohlthätigſten Einfluß ausübte. Ich wollte mich wieder zu Bette begeben, als ich mitten in dieſer ringsum herrſchenden nächtlichen Stille einen ſchwachen Schrei hörte, der aus einem kleinen einige hundert Schritte vom Pfarrhauſe liegenden Kaſtanienwäldchen herübertönte. Ich bog mich zum Fenſter hinaus, um beſſer ſehen zu können. Ein weißer Gegenſtand, deſſen

Geſtalt ich jedoch bei dieſer Entfernung nicht unterſcheiden konnte, lief raſch vorüber und verſchwand dann in einem Gebüſche. Eine Minute darauf wurde ein Schatten, augenſcheinlich der eines in gleicher Richtung laufenden Mannes von großer Statur ſichtbar und verſchwand gleichfalls hinter den Bäumen. Dann wurde es wieder ganz ſtill.

»Meine Angſt hatte mich von neuem überfallen, und plötzlich einen andern Charakter angenommen; es handelte ſich jetzt nicht mehr um eine Viſion, ſondern um Thatſachen. Es ſchien mir, als hätte Antonia jenen ſchwachen Schrei ausgeſtoßen. Ich wollte ſchon zum Fenſter hinausſpringen, um mich der Sache zu verſichern; doch mein Verſtand hielt mich zurück. Wie konnte auch ein kleines ſechsjähriges Mädchen mitten in der Nacht ſo weit von der elterlichen Wohnung in dieſe verlaſſene Gegend gerathen ſeyn? Ein ſolcher Gedanke ließ gar keine ernſte Erwägung zu. Ich wurde über mich ſelbſt böſe. Entweder ließ ich mich durch meine Sinne täuſchen, oder das, was ich eben ſah und hörte, ließ eine ganz natürliche Erklärung zu. Der einmal eingetretene Umſchwung in der Richtung meiner Gedanken blieb hiebei nicht ſtehen. Einige Zeit noch verweilte ich am Fenſter, und da nichts Neues vorging was meine Aufmerkſamkeit erregen konnte, ſo gelangte ich endlich zur feſteſten Ueberzeugung, meine Befürchtungen ſeyen ganz grundlos geweſen.

»Am nächſten Morgen ſtand ich mit den erſten Strahlen der Sonne auf. Als ich meinen Onkel begrüßte, erzählte ich ihm meine nächtlichen Traumgebilde. Der brave Mann lachte darüber und brachte es ſo weit, daß ich ſelbſt darüber lachte, dann begab er ſich nach der Kirche um Meſſe zu leſen, und bat mich, einſtweilen unſere Gäſte zu empfangen, welche wir von einem Augenblicke zum andern erwarteten.

»Ich ſtellte mich auf die Straße, welche nach dem Römerhauſe führte, um den Wagen zu erſpähen, der

uns die theuere Familie zuführen sollte. Mein Warten war vergebens, der Wagen kam nicht. Der Abbé Norbert kam zurück und war erstaunt, noch Niemanden zu finden. Die mit Herrn von Villareal verabredete Stunde war längst vorüber. Ich empfand die lebhafteste Unruhe und konnte dies meinem Onkel nicht verbergen. Er zankte mich aus und ich schwieg still.

»Wieder war eine Stunde vergangen. Mein Onkel schien endlich meine Besorgniß zu theilen. Wir begaben uns bis zu einer Einbiegung der Straße; keine Spur von irgend einem Wagen.

»Jedenfalls muß sich im Römerhause etwas Außerordentliches zugetragen haben,« bemerkte der Abbé Norbert mit bewegter Stimme, »denn handelte es sich blos um einen geringfügigen Zwischenfall, so hätte mich der Chevalier schon davon in Kenntniß gesetzt.«

»Wohlan, mein Onkel,« frug ich, meinen brennenden Blick auf ihn heftend, »soll ich nicht . . .«

»Geh, mein Sohn,« erwiederte er mit erstickter Stimme.

»Ich flog wie ein Pfeil nach dem Römerhause, wo ich in einigen Minuten anlangte.

»Die Fenster waren geschlossen, und Alles schien ruhig zu seyn. Ich drang in den Hof, dessen Gitterthor Tag und Nacht offen stand; nichts kündigte Vorkehrungen zur Reise an; der alte Wagen stand noch im Wagenschuppen, die Pferde wieherten im Stalle. Mehr erstaunt als erschrocken über diese sonderbare Unthätigkeit, wollte ich in das Haus treten, dessen Thüre halb offen stand, als ich mich plötzlich beim Namen rufen hörte, und zwar von einem Pavillon aus, welcher zur Portierloge bestimmt war. Ich sah mich um, und erblickte den alten Hieronymus, welcher am Fenster dieses Pavillons stand.

»Um Gotteswillen, Herr Valentin,« rief er, »befreien Sie mich . . . Diese spitzbübischen Zigeuner haben

ſicher irgend ein Unheil im Hauſe angerichtet, denn bevor ſie fortgingen, ſperrten ſie mich hier ein ... Schon ſeit einer Stunde rufe ich und Niemand antwortet mir. Die Herrſchaft ſchläft ganz gewiß noch; aber mich wundert es, daß Margarethe, die Köchin, noch nicht herunter gekommen iſt ... Wir werden gewiß Verdruß haben, denn der gnädige Herr befahl, den Wagen für ſechs Uhr bereit zu halten ....«

»Und es iſt ſchon acht Uhr!« — rief ich aus, indem ich eine Leiter aus dem Wagenſchuppen hervorholte. Mein Gott! was iſt denn vorgegangen?«

»Ich lehnte die Leiter an's Fenſter an und Hieronymus konnte endlich den Pavillon verlaſſen. Ich wollte ihn befragen, allein er wußte gar nichts, außer daß er ſich beim Erwachen eingeſchloſſen fand, was er irgend einem Spitzbubenſtreiche der Zigeuner zuſchrieb.

»Ich lief ins Haus hinein, und Hieronymus folgte mir nach. Am oberen Abſatze der Treppe fanden wir Margarethen, ein kräftiges, behendes, und ihrer Thätigkeit wegen bekanntes Mädchen. Sie lag auf den Knien, ihre Geſichtszüge waren verſtört, ihre Augen ſtarr. Als ſie uns ſah, machte ſie eine plötzliche Bewegung, um ſich zu erheben, allein es gelang ihr nicht; ſie öffnete den Mund, um zu ſprechen, doch ſie konnte keinen Laut vorbringen. Ich ging auf ſie zu, ich überhäufte ſie mit Fragen; alles was ſie thun konnte war, mit einer Handbewegung nach den Wohnzimmern ihrer Herrſchaft zu zeigen.

»Halb wahnſinnig vor Angſt ſtürzte ich in den Salon ... Der fürchterliche Anblick, der ſich mir dort darbot, wird mir ewig unvergeßlich ſeyn!

»Dieſes elegante Gemach, der Schauplatz ſo vieler häuslicher Freuden war ganz verwüſtet. Ueberall ſah man die Spuren eines verzweiflungsvollen Kampfes; die Stühle, die Tiſche waren umgeworfen, die Vorhänge zerfetzt, die Teppiche wie durch krampfhafte Bewegungen der Füße

zerriſſen. Inmitten dieſer Unordnung lagen zwei Leichname mit geſpaltenen Schädeln in einer großen Blutlache . . . . Es waren Herr und Frau Villareal.

»Ich ſchwankte, einer Ohnmacht nahe; doch faßte ich mich.

»Hieronymus!« rief ich, »Margaretha! Vielleicht iſt noch nicht Alles verloren. . . . Kommt ihnen zu Hilfe . . . . verſuchen wir es, ſie wieder in's Leben zurückzurufen!«

Hieronymus und Margaretha waren ſtarr vor Schrecken Ich kniete neben Frau von Villareal nieder, ſie war blaß, aber noch immer ſchön; ihr langes ſchwarzes Haar umfloß ihre halbnackten Schultern. Ich ergriff ihre Hand, ſie war ſchon kalt und ſtarr. Mit einem Muthe, deſſen ich mich gar nicht fähig gehalten hätte, neigte ich mich zu meinem Wohlthäter herab . . . . Ach! er gab zu noch wenigeren Hoffnungen Raum, als ſeine unglückliche Gattin. Sein Kopf gar ganz geſpalten, ſein Geſicht unkenntlich; der Streich mußte ein abſolut tödtlicher geweſen ſeyn.

»Noch ein Gedanke hielt mich aufrecht.

»Und mein theurer Dominik?« rief ich aus, »und ſein Bruder? und die geliebte Antonia, mein Schutzengel?«

»Ich rannte nach der Schlafſtube meiner jungen Freunde, welche ſich gleich derjenigen des Herrn und der Frau von Villareal im ſelben Stockwerke wie der Salon befand. Ich trat ein, und fiel, o Entſetzen! über den Körper des armen Dominik! Ohne Zweifel war er, das Hilferufen ſeiner Eltern hörend, aufgeſtanden, um ihnen beizuſtehen, denn er hielt noch ein hübſches Jagdgewehr in der Hand, welches ihm ſein Vater erſt unlängſt geſchenkt hatte. Einige Schritte weiter lag ſein jüngerer Bruder, ein Meſſer mit einem perlmutternen Griffe in der Hand, leblos am Fuß-

boden. Sie ſchienen beide mit derſelben Mordart erſchlagen worden zu ſeyn, welche bereits ihre Eltern vom Leben gebracht hatte, und noch bluttriefend mitten in der Stube lag.

„Nun konnte mich meine Willenskraft nicht weiter gegen die Heftigkeit dieſer Eindrücke ſchützen. Die edle Familie von Villareal war alſo in dieſem Blutbade gänzlich vernichtet worden. Ohne Zweifel hatten Antonia's zartes Alter und kindliche Unſchuld ſie nicht vor der Wuth der Mörder bewahren können. Allein es war mir unmöglich, deshalb weiter Nachforſchungen anſtellen zu können; ich fiel neben den entſtellten Körpern meiner Freunde ohnmächtig zu Boden . . .“

Thränen und Schluchzen zwangen Valentin für einige Augenblicke inne zu halten.

Schon ſeit geraumer Zeit war das Harzlicht ganz herunter gebrannt, und die dickſte Finſterniß herrſchte in Giuſeppens Hütte. Der Erzähler konnte daher den Eindruck, welchen dieſe Erzählung auf Montes hervorgebracht, nicht beurtheilen; allein er vernahm in ſeiner Nähe ein kurzes, beengtes, unregelmäßiges Athemholen. Zu gleicher Zeit ließ ſich am andern Ende der Hütte ein Seufzen und Geſtöhne, gleichſam als das Echo ſeines eigenen Schmerzes vernehmen. Wäre es Valentin möglich geweſen, die finſtere Nacht nur mit Einem Blicke zu durchdringen, ſo hätte er bemerkt, wie alle Anweſenden mit offenen Augen und Ohren zuhörten.

Allein die Wirkung ſeines ſchreckenerregenden Vortrages hätte Valentin keineswegs Wunder genommen, ſelbſt dann nicht, wenn es ihm ſeine eigene Aufregung nicht unmöglich gemacht hätte, irgend eine Beobachtung anzuſtellen.

„Alſo das Alles haben die Zigeuner gethan?“ frug

Montes mit ſehr bewegter Stimme, »nicht wahr, es waren ganz gewiß die Zigeuner?«

Dieſe Frage ſchien den Schmerz des jungen Mannes in Wuth zu verwandeln.

»Wer ſollte es ſonſt geweſen ſeyn als jene elenden Böſewichte, denen nichts heilig iſt, ſobald bei irgend einem Verbrechen auch nur der geringſte Nutzen herausſieht? Wäre es einem andern menſchlichen Geſchöpfe möglich geweſen, eine edle Familie zum Danke für die genoſſene Gaſtfreundſchaft ſo grauſam zu ermorden? Herr von Villareal hatte, ſo viel man wußte, keinen einzigen Feind; übrigens bildete die ſchnelle Flucht der Bande noch vor Tagesanbruch, die Gefangenhaltung des alten Hieronymus, das gewaltſame Erbrechen eines Schreibpultes, aus welchem eine bedeutende Summe Geldes entwendet worden war, eben ſo viele unumſtößliche Beweiſe gegen jene Landſtreicher. Deshalb wurde auch noch am ſelben Tage ein Verhaftsbefehl gegen die Bande, deren Anführer man kannte, ausgefertigt und hinreichende Patrouillen nach allen Richtungen ausgeſchickt, um ſich ihrer zu bemächtigen.

»Die mit der Einleitung des Prozeſſes beauftragten Richter verhörten Margarethen und Hieronymus, doch ohne von ihnen irgend eine neue Thatſache in Erfahrung zu bringen; Hieronymus war in der Portierloge eingeſperrt geweſen, und hatte ſeiner Taubheit wegen nichts gehört; doch konnte er über die Perſönlichkeit der Thäter werthvolle Einzelnheiten angeben, welche wohl eines Tages zur Entdeckung derſelben führen dürften. Was die Magd anbelangt, ſo war ihre Ausſage von noch geringerer Bedeutung; ſie hatte wohl in der Nacht vom Salon her ein Geſchrei vernommen, es war ihr jedoch unmöglich geweſen ſich zu ermuntern und ſie war wieder eingeſchlafen. Als ſie am nächſten Morgen beim Salon vorbei-

kam, bemerkte sie die Leichen und wurde vom Schrecken wie vom Schlage gerührt. Seit jener Zeit konnte sich der Verstand dieses Mädchens nie ganz von der erlittenen Erschütterung erholen.

»Nun wurde auch ich nebst meinem Onkel vorgeladen. Der Abbé Norbert setzte auseinander, in welcher Weise wir Tags zuvor die Familie von Villareal verlassen hatten. Was mich betrifft, so hatte ich, von einem heftigen Fieber ergriffen, kaum Kraft genug, um zu sprechen. Indessen erzählte ich was ich wußte, und schilderte meine Gemüthsbewegung, meine unerklärliche Angst. Als ich auf die Erscheinung zu sprechen kam, welche ich von meinem Fenster aus gesehen, auf den Schrei, den ich, wie ich glaubte, von der kleinen Antonia ausstoßen gehört hatte, wurden die Gerichtsbeamten aufmerksam und ließen mich meine Aussage wiederholen. Man hatte in der That von dem armen Kinde keine Spur gefunden. Das Bettchen, in welchem sie in der Alcove ihrer Mutter zu schlafen pflegte, schien kaum berührt worden zu seyn; ihre Kleider waren am Stuhle liegen geblieben, doch nichts deutete weder im Zimmer noch im Hause auch nur im geringsten an, was aus ihr geworden sey.

»Der Umstand von dem ich sprach, war somit von der größten Wichtigkeit und das Gericht wollte denselben sofort aufklären. Während die übrigen Beamten ihre Nachforschungen im Römerhause fortsetzten, bat mich der Eine von ihnen ihn an die Stelle zu führen, von woher ich Antonia's Stimme zu vernehmen geglaubt hatte. Ich war ganz außer mir vor geistigem und körperlichem Schmerz; ich konnte weder gehen, noch mich aufrecht erhalten. Allein im Hofe und um das Haus herum standen sehr viele Bauern, welche die Neugierde herbei gelockt hatte. Zwei von ihnen hoben mich auf ihre Arme und trugen mich nach Gonac. Ich gab dem Instructionsrichter alle möglichen Aufklärungen; er beeilte sich, den an-

gegebenen Ort mit Schildwachen zu umstellen und begab sich allein mit dem Gerichtsschreiber in das Innere dieses Kreises; doch zwei Stunden der sorgfältigsten Nachforschung hatten nicht den geringsten Erfolg, am nächsten Morgen wurden die Untersuchungen in einem noch weiteren Umkreise wiederholt, und gaben dasselbe Resultat.

»Das war für mich der letzte Schlag; ich verfiel in eine gefährliche Krankheit, aus der mich nur ein Wunder errettete. In meinem Fieberwahne glaubte ich die kleine Antonia wiederzusehen. Ich wähnte noch bei ihr zu seyn, sie zu liebkosen, für sie Blumen zu pflücken und ihr ihre Lieblingslieder vorzusingen. Diese Crisis dauerte etwa einen Monat. Endlich gewann, Dank sey es der Sorgfalt meines Onkels, der für mich stets dieselbe Anhänglichkeit bewahrte, meine kräftige Leibesbeschaffenheit die Oberhand, und ich schritt langsam meiner vollen Genesung zu.

»Während meiner Krankheit hatte die Erhebung des Thatbestandes die Schuld der Zigeuner auf eine fast unzweifelhafte Weise dargethan; allein es war unmöglich gewesen, auch nur einen dieser Missethäter festzunehmen und die Bande schien sich, noch vor ihrem Uebergange über die Grenze, vollkommen aufgelöst zu haben. Ein tiefes Dunkel hüllte noch immer Antonien's Schicksal ein. Ueber die Art ihres Verschwindens konnte sich Niemand eine Vorstellung machen und meine nächtliche Vision, welcher, die Wahrheit zu sagen, nur wenige Leute Glauben beimaßen, war Alles was man darüber wußte. Anfänglich war man der Meinung, die Zigeuner hätten das Kind seiner Schönheit wegen aus irgend einer eigennützigen Absicht mitgenommen, und ein solcher Raub schien nach den Gewohnheiten dieser Landstreicher zu schließen eben nicht unwahrscheinlich zu seyn; allein sie hatten, um nach Spanien zu gelangen, so gefährliche Punkte übersteigen und so schnell reisen müssen, daß sie das geringste Gepäck die, ge-

ringſte Laſt der Gefahr ausſetzte, entweder zu Grunde zu gehen, oder feſtgenommen zu werden. Wahrſcheinlich hatten ſie daher irgend ein anderes Mittel ausfindig gemacht, um ſich Antonia's zu entledigen. Ohne Zweifel war das Kind von ihnen eine Strecke fortgeſchleppt und dann erwürgt oder in einen Abgrund geworfen worden.

»Dieſe Vermuthungen hatten nahezu das Gepräge der Gewißheit, und es wurde allgemein angenommen, Antonia ſey gleichzeitig mit ihren Eltern zu Grunde gegangen. Die Nachlaſſenſchaft der Familie Villareal wurde, bis auf einen formellen Vorbehalt einem Advocaten eingeantwortet, welcher dieſelbe im Namen eines Bruders des Herrn von Villareal, welcher in Spanien lebte, in Anſpruch nahm. Nie hatte ich von dieſem Bruder ſprechen gehört; nur ein einziges Mal hatte Herr von Villareal in meiner Gegenwart eine Anſpielung darauf gemacht, doch mit einem Ausdrucke von Traurigkeit und Verlegenheit, der mir auffiel. Dem ſey nun wie ihm wolle, das beträchtliche Vermögen des Herrn von Villareal gelangte in den Beſitz dieſes Bruders. Allein der neue Eigenthümer des Römerhauſes wollte nie ſeine Beſitzung in Augenſchein nehmen, noch überhaupt in dieſe Gegend kommen. Seit jener gräßlichen That blieb das Gebäude unbewohnt und geſchloſſen, und es iſt ordentlich, als laſtete der Fluch des Himmels auf demſelben; ein Verwalter beſorgt die Bewirthſchaftung der Grundſtücke und zeichnet ſich durch eine Härte und Habſucht aus, welche von den edlen Eigenſchaften der ehemaligen Wohlthäter dieſer Gegend ſeltſam abſticht.

»Was mich betrifft, ſo brauchte ich lange Zeit, um mich von den Folgen dieſes furchtbaren Schickſalsſchlages zu erholen; allein meine Jugend, die Troſtgründe der Religion, die Ermahnungen meines ehrwürdigen Onkels linderten meinen Schmerz, ohne ihn doch gänzlich verbannen zu können. Ich trat wieder im Lyceum ein, gab

mich den Studien mit allem Eifer hin, und ſuchte in der Thätigkeit wie in einem Hafen Zuflucht gegen meine Erinnerungen. Nach meinem Austritte aus dem Lyceum wurde ich in die Bergakademie aufgenommen, wo ich durch meine Bemühungen und durch meinen Fleiß die ſchmeichelhafteſte Anerkennung errang; was dann aus mir geworden iſt, wiſſen Sie ſelbſt. Nach dem tragiſchen Tode unſerer unglücklichen Freunde ſuchte der Abbé Norbert beim Biſchofe der Diöceſe um Verwendung in einer anderen Pfarre an, und folgte mir nach Vic d'Eſſos, wo wir ruhig und unbekannt unſer Daſeyn fortfriſten.«

Valentins Stimme war nach und nach immer ſchwächer geworden und erſtarb nun ganz und gar. Nach dem matten Klange ſeiner Laute zu urtheilen, waren ſeine Kräfte erſchöpft.

»Und was iſts mit dem wilden Mädchen?« frug Capitain Montes. »Sie haben noch mit keiner Sylbe der Wilden vom Berge erwähnt.«

»Haben Sie noch nicht erkannt, mein Herr, in welcher Verbindung dieſes arme Geſchöpf mit dem eben erzählten traurigen Ereigniſſe ſteht? Haben Sie es noch nicht errathen, welche Vermuthung mich antrieb, den Stürmen und Gefahren aller Art, welche den Reiſenden am Montcalm erwarten, Trotz zu bieten?

»Ungeachtet Jedermann vom Gegentheil überzeugt war, ſo konnte ich dennoch keinen Augenblick an Antoniens Tod glauben. Was ich in jener unheilvollen Nacht von meinem Fenſter aus ſah und hörte, iſt mir noch zu ſehr im Gedächtniß. Im Augenblicke wo mir die ſonderbare Erſcheinung vorkam, hatte mich meine fieberhafte Aufregung ſchon längſt wieder verlaſſen, und ich war vollkommen bei Sinnen; ich konnte mich alſo unmöglich getäuſcht haben und dieſe Ueberzeugung ſteht und fällt mit mir. Je mehr ich übrigens über dieſes Ereigniß nachdachte, deſto größer erſchien mir die Wahrſcheinlichkeit von Vermuthun-

gen, bei denen ich zur Rechtfertigung meiner Ueberzeugung stehen blieb und welche etwa wie nachstehend zusammengefaßt werden können.

»Das unglückliche Kind war jedenfalls in Folge des Geschreies ihrer Eltern, die man im anstoßenden Gemache ermordete, vom Schrecken ergriffen worden und hatte es versucht, zu entfliehen. Die Erhebung des Thatbestandes hat bewiesen, daß Herr von Villareal, anstatt meinem Onkel zu folgen und sich einzuschließen, die Unvorsichtigkeit begangen hatte, alle Thüren und sogar auch die äußere Hausthüre offen zu lassen. Die Kleine konnte also leicht in den Hof gelangen, wo jedoch wahrscheinlich die Mörder auf sie aufmerksam wurden und der Eine von ihnen dem Mädchen nacheilte. Natürlicher Weise ging sie nach Gonac zu, und auf das Pfarrhaus los, wo sie gewiß war Freunde zu finden; der schwache Schrei den ich gehört hatte, war jedenfalls ein Hilferuf gewesen. Als sich jedoch das Kind verfolgt und hart bedrängt sah, verlor es den Kopf und sprang in das Dickicht, wo es schneller einen Zufluchtsort zu finden hoffte. Nun fand man in dem Wäldchen und in der Umgebung nicht das geringste Anzeichen eines begangenen Verbrechens; keine Spur irgend einer Gewaltthat, kein Stückchen Kleid, keinen Blutstropfen. Zudem mußte der Mörder über den Ausgang der Metzelei im Römerhause unruhig seyn und wünschen, recht bald wieder bei seinen Spießgesellen zu seyn; er sah sich genöthigt seine Verfolgung bald einzustellen und auf diese Weise war es der kleinen Antonia möglich geworden, ihm zu entfliehen.

»Die Haupteinwendung, die man gegen diese Annahme machen könnte, besteht darin: man müßte doch Antonia, falls sie lebte, wieder gefunden haben; freilich war das Land auf mehre Meilen im Umkreise durchsucht worden; die Mordthat hatte ein ungeheures Aufsehen gemacht; wenn also das Kind von irgend einem Bergbe-

wohner aufgenommen worden wäre, so würde sein Name un sein Stand nicht lange ein Geheimniß geblieben seyn, um so mehr, als das Mädchen selbst, trotz seiner Jugend, alle nöthigen Aufschlüsse über seine Familie und seinen Wohnort zu geben im Stande war.

»Diese Entgegnung schien mir, ich muß es gestehen, sehr vernünftig zu seyn und ich konnte nichts dagegen vorbringen; allein eine Thatsache, die ich erst unlängst in Erfahrung brachte, wäre meiner Ansicht nach ganz geeignet, auf einige bis dahin nicht recht aufgeklärte Umstände ein neues Licht zu werfen.

»Es verbreitete sich nemlich das Gerücht, es hätten in diesem Sommer Jäger am Montcalm ein geheimnißvolles Geschöpf erblickt, welches nach Art der Wilden in unzugänglichen Einöden lebte. Noch immer von einem und demselben Gedanken erfüllt, versuchte ich es, genaue Erkundigungen über dieses räthselhafte Wesen einzuziehen; ich erkundigte mich bei den bestunterrichteten Personen, ich hielt alle Daten zusammen, und kam nach einigen Zweifeln auf den Gedanken, die Wilde von Montcalm sey Niemand anderes als Antonia von Villareal«

Der Capitain Montes bewegte sich im Finstern. Valentin fuhr fort:

»Der Abbé Norbert, den ich aus alter Gewohnheit und kindlicher Ehrerbietung bei allen wichtigen Anlässen um seinen Rath zu fragen pflege, wollte anfänglich die Möglichkeit einer solchen Annahme nicht gelten lassen; allein nur durch sie wäre eine Erklärung nicht allein des räthselhaften Daseyns der Wilden, sondern auch des eben so unbegreiflichen Verschwindens Antonia's von Villareal möglich. Nach den verläßlichsten Erkundigungen und nach dem, was ich selbst gesehen habe, ist die Bewohnerin des Montcalm irrsinnig. Wäre es aber ein Wunder, wenn der schwache Verstand eines Kindes unter dem Eindrucke des fürchterlichen Blutbades ge-

litten hätte? Die Einsamkeit mußte dann natürlich diese Geistesverwirrung nur noch steigern, und auf diese Weise läßt sich, selbst abgesehen von der üblen Behandlung, welcher das arme Geschöpf von Seite der Jäger seit einigen Monaten ausgesetzt ist, sein außerordentlicher Abscheu vor Allem was Mensch ist, leicht erklären. Vielleicht glaubte sie, in jedem Menschen einen der Mörder ihrer Familie zu sehen und dieser Haß ging später in eine Art Instinct über. Ihr anscheinendes Alter gibt, im Vergleiche mit demjenigen Antonia's zu einigen Schwierigkeiten Veranlassung; es ist nemlich ein erwachsenes, starkes, behendes Mädchen, während Antonie jetzt kaum noch dreizehn Jahre alt seyn kann. Ist es aber nicht möglich, daß diese sonderbare Lebensweise eine von Natur aus kräftige Körperbeschaffenheit frühzeitig zur Reife brachte?

»Ohne den Abbé Norbert gänzlich zu überzeugen, schienen ihm meine Gründe dennoch einer besonderen Beachtung werth zu seyn; als ich ihm daher den Entschluß, selbst eine Besteigung des Montcalm zu unternehmen, mittheilte, versuchte er es keineswegs, mich von der Ausführung desselben abzubringen. Wir verdanken Beide Alles was wir besitzen, der Großmuth der Familie von Villareal; hat also noch ein Sprößling derselben die Mordnacht überlebt, so gehört ihm unser Vermögen, unser ganzes Daseyn...«

»Nun!« unterbrach ihn Montes lebhaft, als könnte er seine Neugierde nicht länger bezähmen, »Sie haben ja das wilde Mädchen diesen Morgen gesehen, haben sich ihr genähert, mit ihr gesprochen... Sie sahen wohl, daß Sie sich geirrt hatten und daß dieses Geschöpf die gesuchte Antonia nicht ist?«

»In der That, mein Herr,« versetzte Valentin nachdenklich, »ich weiß nicht was ich von der Sache halten soll; mein Besuch im Teufelsbrunnen hatte mir

ſchon alle Hoffnung benommen und gerade jetzt, wo ich Ihnen meine Urſachen auseinanderſetzte, warum ich in dieſem jungen Mädchen Antonia von Villareal vermuthete, iſt meine Ungewißheit wieder emporgetaucht... Ich darf indeſſen nicht in Abrede ſtellen, daß der Erfolg meiner Unterſuchungen bis jetzt ein durchaus ungünſtiger war.«

»Wie!« rief Montes mit Lebhaftigkeit aus, »ſollte die Unbekannte gar kein äußeres Erkennungszeichen, kein Muttermal an ſich haben, an dem man ſie wieder erkennen könnte?«

»Sie bringen mich da auf einen guten Gedanken,« verſetzte Norbert nach einer Pauſe; »als ſich die Wilde nach mir umwandte, glaubte ich an ihrer Stirne, über dem linken Auge eine leichte Narbe zu bemerken.«

»Eine Narbe an der Stirne!« rief Montes unwillkürlich aus, »ſie iſt es!«

»Dieſes Zeichen beweiſt gar nichts, mein Herr, als Kind hatte Antonie nie die geringſte Wunde im Geſichte gehabt, ſo viel ich mich wenigſtens zu entſinnen weiß.«

Montes ſchwieg; bald hob er jedoch mit ſeiner gewohnten Ruhe wieder an:

»Nun, Herr Norbert, was gedenken Sie unter dieſen Umſtänden zu thun?«

»Ich werde den Montcalm nicht eher verlaſſen, als bis ich einen zweiten Verſuch zur Ergründung der Wahrheit angeſtellt habe... Ich bin mir ſelbſt dieſe Genugthuung ſchuldig, vor keiner Schwierigkeit zurückzuweichen.«

»Handeln Sie nach Ihrem Gutdünken; doch glaube ich aus Ihren eigenen Geſtändniſſen entnehmen zu können, daß dieſes wilde Mädchen Antonia von Villareal nicht iſt.«

»Iſt das in der That Ihre Ueberzeugung? Wohlan denn, ſelbſt in einem ſolchen Falle ſoll es mir nicht leid thun, dieſe mühſame Reiſe unternommen zu haben, wenn es

mir möglich ist, für die arme Bewohnerin des Teufelsbrunnens irgend etwas zu thun.«

»Sehr schön, mein Herr; erlauben Sie jedoch einem Manne, welchem sein Alter und seine Erfahrungen einiges Recht dazu geben, Sie mit Fragen zu belästigen.«

»Sprechen Sie, Herr Montes, habe ich Ihnen nicht so eben das vollste Vertrauen geschenkt?«

»Das vollste, meinetwegen, wiewohl es sehr spät kömmt; doch ich trage Niemanden etwas nach... Hören Sie also, mein junger Freund! ich will mich ganz offen gegen Sie aussprechen. Wenn Sie in der That die Ueberzeugung hegten, das wilde Mädchen sey Antonia von Villareal, warum suchten Sie nicht behufs dieser Nachforschungen die Mitwirkung des Bruders Ihres ehemaligen Wohlthäters nach, welcher der natürliche Vormund des verloren gegangenen Kindes ist? Wäre dann Ihre Einmischung in fremde Angelegenheiten nicht mehr in der Ordnung, nicht schicklicher und selbst den Gesetzen entsprechender gewesen?«

»Ganz recht, Capitain; allein Herr von Villareal wohnt nicht in dieser Gegend und läßt sich hier nie sehen. Es wäre sehr viele Zeit darüber verloren gegangen, ihn zu suchen, oder ihm einen Brief zukommen zu lassen; und endlich hätte ich ihm nur ganz unbestimmte Vermuthungen mittheilen können, durch die er kaum veranlaßt worden wäre, seine Bemühungen mit den meinen zu vereinigen... Uebrigens flößt dieser neue Chevalier von Villareal, aufrichtig gestanden, nichts weniger als Liebe und Achtung ein. Mein Ohkel welcher der Beichtvater seines Bruders war, zieht die Stirne kraus, so oft von ihm die Rede ist. Erst neulich bemerkte er hinsichtlich dieser Angelegenheit, ein Weltmann würde sich nur mit Widerwillen zu Nachforschungen herbeilassen, deren glücklicher Ausgang für ihn den Verlust eines großen Vermö-

gens nach ſich ziehen müßte, weil dann Antonia die einzige Erbin wäre...«

»Ihr Onkel urtheilt vorſchnell ab, wiewohl er ein Prieſter iſt,« bemerkte Montes mit Bitterkeit; »meiner Anſicht nach kann der Chevalier von Villareal verſichert ſeyn, daß man ihm ſein Vermögen nicht ſtreitig machen wird... die Gründe, welche Sie für die Exiſtenz des Fräuleins von Villareal anführen, ſind zu nichtig, und ſelbſt wenn ſie dies nicht wären, ſo würde in dieſem ganz beſondern ausnahmsweiſen Falle Ihr Zeugniß allein kaum genügen um einen rechtsgiltigen Beweis für das Daſeyn der Erbin eines reichen Hauſes herzuſtellen... Indeſſen,« fuhr er fort, indem er in der Dunkelheit eine Bewegung machte, als wollte er aufſtehen, »die lange Erzählung muß Sie außerordentlich angegriffen haben, mein junger Freund, und Sie bedürfen der Ruhe.... Ich will Sie nur noch fragen, was Sie morgen beginnen wollen?«

»Ich werde nach dem Teufelsbrunnen zurückkehren und die Wilde aufſuchen.«

»Wie! Sie hoffen dieſe fürchterlichen Felſenwände hinabklettern zu können?...«

»Nein, ich werde durch den Tannenwald gehen.«

»Von dieſer Seite iſt alſo der Zugang nicht abgeſperrt, wie man in Suc behauptete?«

»Ich werde Mittel finden durchzukommen,« verſetzte Valentin, ohne ſich weiter zu erklären.

»Sehr wohl.... Und Sie würden Niemanden, nicht einmal einem guten Freunde erlauben, Sie zu begleiten?«

»Mein Herr, ich fürchte die Gegenwart von zwei Perſonen...«

»Ich verſtehe: da es ſich hier um ein gutes Werk handelt, ſo wollen Sie allein das Verdienſt haben. Genug davon, Herr Norbert; ich habe durchaus nicht die Abſicht Ihnen zur Laſt zu fallen: thun Sie was Ihnen

beliebt. Sie wissen in der That nicht, welch hohes Interesse ich an dem Gelingen Ihres Vorhabens nehme!«

»Was wollen Sie damit sagen?« frug Valentin ganz erstaunt; »kennen Sie vielleicht zufällig auch...«

»Nichts,« antwortete Montes mit Entschiedenheit; »es ist schon spät, und Sie bedürfen der Ruhe. Ihre Hand, Herr Norbert... Sie ist ja ganz heiß, Sie haben Fieber?«

»Die Ihrige ist kalt wie Eis, Capitain. Doch ich folge Ihnen, denn ich bin in der That todtmüde . . . Gute Nacht!«

Er hüllte sich in den Mantel ein und legte sich neben Giuseppe nieder, welcher bereits schlief.

»Gute Nacht!« versetzte Montes ganz ruhig.

Als er sich jedoch neben dem Zigeuner hinstreckte, fügte er leise hinzu:

»Eine Narbe auf der Stirne! Kein Zweifel mehr, sie ist es. Nun muß ich handeln!«

V.

Als Valentin am nächſten Morgen erwachte, fand er ſich ganz allein in der Hütte. Sich ſeine unwillkürliche Trägheit vorwerfend, beeilte er ſich aufzuſtehen, und wiewohl ihn die auf einem ſo harten Lager nach ſo vielen Mühſeligkeiten nichts weniger als bequem zugebrachte Nacht nur theilweiſe erquickt hatte, ſo beſchloß er dennoch ohne Verzug zur Ausführung ſeines Vorhabens zu ſchreiten.

Die Thürklinke wurde langſam umgedreht, und der alte Giuſeppe, welcher ohne Zweifel ſein Erwachen von Außen bemerkt hatte, ſteckte vorſichtig den Kopf zur Thüre herein; als er Norbert bereits in der Höhe ſah, trat er ein und richtete einen kurzen Gruß an ihn, dann öffnete er das Fenſter, durch welches die Sonne ihre blendenden Strahlen in das Innere der Hütte ſandte und begann ſeine Vorkehrungen zu einem frugalen Frühſtück zu treffen.

»Guten Tag, Giuſeppe! Guten Tag, mein lieber Wirth!« ſagte der junge Mann in einem freundlichen Tone, indem er die Unordnung in ſeiner Toilette verbeſſerte; »ich ſchäme mich wirklich, ſo lange geſchlafen zu haben . . . Wo iſt Capitain Montes?«

»Der Schlaf eines rechtſchaffenen Mannes iſt immer lang und ruhig,« verſetzte der Greis in einem bedeutungsvollen Tone; »den Sünder hingegen duldet es nicht lange auf ſeinem Lager, denn es ſcheint ihm voll Dornen und Stachel zu ſeyn.«

»Hm!« bemerkte Valentin lächelnd, »wenn das

der Fall ist, so bin ich vielleicht auch ein Sünder, Giuseppe, denn meiner Treu! Euer Bett von Stroh und Farrenkraut ist mir eben nicht sehr weich vorgekommen ...«

»Ein gutes Gewissen und die Ueberzeugung, recht zu thun, geben Muth und Kraft, um Unannehmlichkeiten und Entbehrungen zu ertragen ... doch« fügte der Hirt mit einer einladenden Handbewegung nach dem auf der Kiste befindlichen Brote und der Milch hinzu, »essen Sie ein wenig, mein braver junger Mann, damit Sie sich auf die Mühseligkeiten des Tages vorbereiten.«

Valentin nahm einige Bissen zu sich.

»Ihr seyd also allein zu Hause, Giuseppe?« frug er. »Wo sind Euere übrigen Gäste? Sind sie schon auf die Jagd gegangen?«

»Ja wohl, sie sind fort,« erwiederte der Greis, indem er nach seiner Gewohnheit mit dem Kopfe schüttelte; »doch was haben Sie mit ihnen zu schaffen? An ihren Händen klebt Blut und sie tragen vielleicht böse Gedanken im Herzen.«

»Was wollt Ihr damit sagen?«

»Hüten Sie sich vor den beiden Menschen ... besonders vor dem Herrn,« murmelte Giuseppe in dumpfem Tone.

»Ihr kennt also Herrn Montes und seinen Führer?« rief Norbert mit Lebhaftigkeit aus; »hat mich vielleicht dieser Fremde in Bezug auf seinen Namen, seinen Stand getäuscht? hatte ich Unrecht, ihm so viel Vertrauen zu schenken?«

»Sie thaten nicht wohl daran, ihm Ihre Geheimnisse zu verrathen.«

»Meine Geheimnisse? Kennt Ihr sie denn auch?«

»Ich kenne sie.«

»Wie ist das möglich?«

»Meine Träume haben sie mir mitgetheilt.«

»Eure Träume?« versetzte Valentin mit launiger

Betonung; »ich muß gestehen, mein braver Mann, daß ich in dieser Beziehung etwas ungläubig bin ... Wahrscheinlich habt Ihr heute Nacht zugehört, als ich dem Capitain Montes die Geschichte meines Lebens erzählte.«

Der Greis versank in Nachdenken.

»Sollte ich mich geirrt haben?« flüsterte er; »hätte ich vielleicht mit meinen Ohren gehört, was ich mit meinen Augen zu sehen glaubte? ... Es ist möglich, du lieber Gott! denn zuweilen vermengen sich Visionen und Thatsachen und ich kann sie nicht mehr von einander unterscheiden.«

Norbert blickte ihn fest an, gleichsam als suchte er auf dem ehrwürdigen Gesichte des Greises eine Spur von Böswilligkeit oder von Verrücktheit. Doch der offene, ruhige Ausdruck dieser Physiognomie ließ ihn nicht länger an der Redlichkeit des Mannes zweifeln.

»Giuseppe,« hob der junge Reisende an, »ich beschwöre Euch, erklärt Euch deutlicher. Ihr habt in mir einen argen Verdacht gegen die beiden Fremdlinge rege gemacht, ich halte Euch für zu ernst und zu rechtschaffen, als daß Ihr unüberlegt sprechen solltet ... Sagt mir also aufrichtig: kennt Ihr die Leute?«

»Denjenigen, welchen Sie Capitain Montes nennen, habe ich schon einmal, vor langer Zeit gesehen und seine Züge sind mir stets im Gedächtniß geblieben.«

»Das ist schon etwas Gewisses. Wohlan denn, Giuseppe, sagt an, was Ihr von ihm wißt ...«

»Nichts Gutes ... doch ich darf Ihnen nicht mehr sagen. Nur so viel merken Sie sich: hüten Sie sich vor diesem Manne, und noch einmal, hüten Sie sich vor ihm.«

»Und warum wollt Ihr nichts weiter mittheilen, Giuseppe? Was soll diese Verheimlichung bedeuten? Entweder habt Ihr mir zu viel oder zu wenig gesagt.«

Giuseppe kreuzte seine Arme über der Brust und

ſchwieg ſtill. Valentin ſah ein, er könne ihm keine weitern Aufſchlüſſe entlocken.

»Sonderbarer Greis!« rief er aus. »Doch wenn Ihr den Capitain Montes kennt, ſo muß er Euch ja auch kennen?«

»Ich glaube nicht; er ſah mich damals in einem Augenblicke, wo ſein Geiſt zu ſehr beunruhigt war, er wurde mich kaum gewahr; übrigens habe ich mich ſeit jener Zeit ſehr verändert.«

»Nun denn, da Ihr mir nichts über den Capitän Montes ſagen wollt, ſo ſagt mir doch wenigſtens etwas über den Zigeuner, der ihn begleitet. Habt Ihr irgend eine Urſache, mich auch vor dieſem Menſchen zu warnen?«

»Vielleicht; denn wenn ich nicht irre, ſo hat dieſer Jeandot Perez lange Zeit einen anderen Namen geführt. Jedenfalls muß man ſich vor den Zigeunern überhaupt in Acht nehmen; es iſt ein heimtückiſcher und boshafter Volksſtamm, der ſelbſt Wohlthaten mit Undank und Verrath lohnt.«

»Ihr haſſet die Gitanos ebenſo ſehr als ich, Giuſeppe, haben ſie Euch vielleicht auch irgend ein Leid zugefügt?«

»Ja wohl, ſehr viel Leid.«

»Wie! Sollten dieſe Elenden irgend Jemanden aus Eurer Familie ermordet haben, ſollten ſie . . .«

»Ich kann Ihnen das erzählen, denn es iſt kein Geheimniß. Es iſt Ihnen wohl bekannt, daß ich lange Zeit unten im flachen Lande lebte; ich hatte eine ſchöne Meierei und war reich; meine Thüre ſtand den Unglücklichen immer offen. Eines Tages bat mich eine alte, kranke Zigeunerin, welche ein kleines Mädchen an der Hand führte, um Unterkunft; ich nahm ſie auf und ließ ihr die beſte Pflege angedeihen; ſie ſtarb indeſſen und ich mußte das Kind behalten.«

»Zu welcher Zeit geſchah dies?« frug Valentin mit Lebhaftigkeit.

»Etwa vor dreißig Jahren, vierzehn Jahre vor der Mordnacht im Römerhause.«

Der junge Beamte belächelte die thörichte Hoffnung, welche ihn einen Augenblick erfüllt hatte.

»Ich nahm das Kind an,« fuhr der Hirt fort, »ich ließ es in allen Dingen unterrichten, die einer guten Christin zu wissen Noth thun. Sie wuchs ohne die bösen Beispiele auf, welche ihr ihres Gleichen gegeben hätten. Sie war ein sanftes, arbeitsames junges Mädchen geworden und hübsch wie nur irgend ein Geschöpf Gottes. Ungeachtet meines vorgerückten Alters verliebte ich mich in das Mädchen und wollte sie heirathen: Es war aber dies eine Albernheit, für die ich grausam bestraft wurde. Die junge Zigeunerin schien ihre unedle Abkunft nicht vergessen zu haben und ließ sich, statt auf meinen Vorschlag einzugehen, lieber von einem höchst verdächtigen Landstreicher verführen, da sie es jedoch nicht wagte, mein Haus noch ferner zu bewohnen, so schloß sie sich einer in der Gegend herumziehenden Bande an. Lange sah ich, mit dem Umfange ihrer Schuld noch unbekannt, ihrer Rückkunft entgegen. Als ich später erfuhr, in welchen Pfuhl des Verbrechens und der Verworfenheit sie versunken war, erfaßten mich Verdruß und Ekel, ich zog mich auf diesen Berg zurück und begann das einsame Leben, das ich noch heute führe.«

Während dieser kurzen Erzählung waren die beiden Männer vor die Hütte getreten.

»Giuseppe,« bemerkte Valentin, indem er Anstalten machte, sich zu entfernen, »die Zigeuner haben Euch weniger Leid zugefügt, als mir . . . diese abscheuliche Kaste birgt noch ärgere Verbrecher als feile Weiber . . . Doch noch ein Wort, ehe wir auseinander gehen. Ihr kennt mein Vorhaben hinsichtlich des wilden Mädchens, billigt Ihr es, haltet Ihr es für ausführbar?«

»Handeln Sie mit Muth und Ausdauer, junger Mann,« sagte Giuseppe in feierlichem Tone; »lassen

Sie ſich durch kein Hinderniß abſchrecken und verlieren Sie vor Allem keinen Tag, keine Stunde, denn Niemand weiß, wann die Winterſtürme eintreten.«

Nach dieſen Worten ging er auf den Rand der Oule-Blanche zu, wo er ſeine Heerde unter Aufſicht der Hunde zurückgelaſſen hatte. Das Sonderbare und Unzuſammenhängende ſeiner Reden flößte Valentin wohl noch einige Zweifel über den Zuſtand ſeiner Geiſtesthätigkeit ein; indeſſen verſchob er die Unterſuchung ſeiner Vermuthungen auf eine ſpätere Zeit und begann, den Abhang des Spitzberges in der Richtung des Teufelsbrunnens hinabzuſteigen.

Der Nachtwind hatte die Atmoſphäre gereinigt und Norbert war von dem prachtvollen Panorama, das ſich ihm bei ſeinem Austritte aus der Oule-Blanche darbot, ordentlich geblendet.

Die mit Grün und mit Schnee bedeckten Berge bildeten einen großartigen Gürtel am Horizont. Die Sonne beſchien die großartige Landſchaft mit ihrem ſchönſten Glanze. Kein Dunſtmeer bedeckte ſo wie geſtern die untere Gegend; die Umriſſe zeigten eine bewundernswerthe Reinheit, die Linien erſchienen ungemein ſcharf gezeichnet. Nur einige ſilberfarbne Wölkchen umzogen zuweilen die höchſten Spitzen der Berge und glitten, vom Winde getrieben, kleinen Barken mit ausgeſpannten Segeln gleich, auf dem azurblauen Luftmeere dahin.

Valentin gewahrte mit Vergnügen dieſe ſicheren Anzeichen eines ſchönen Tages. Ungeachtet der leidigen Vorherſagungen Giuſeppe's mahnte noch nichts an die Nähe des Winters. Es iſt wohl wahr, daß die Jahreszeiten in jenen hohen Regionen mit einer außerordentlichen Schnelligkeit auf einander folgen und die Anzeichen einer ſchönen Witterung gelten in der Regel nur für die nächſten vier und zwanzig Stunden; doch ohne ſich an dieſe entmuthigenden Möglichkeiten zu kehren, unterſuchte er, welche

Richtung er in dieſem Chaos von Bäumen zu nehmen habe, um den unterirdiſchen Durchgang zu erreichen.

Er hatte die gewünſchte Richtung bald gefunden und bildete ſich einen Plan, wie er die größten Schwierigkeiten umgehen könnte, als er zwei ſchwarze Punkte bemerkte, welche ſich in einer bedeutenden Tiefe in der Nähe des Waſſerfalles fortbewegten. Nach einer kurzen Prüfung ſah er, daß es zwei Männer, und ohne Zweifel Jäger waren. Mit Rückſicht auf die gänzliche Abgeſchiedenheit des Ortes konnte das nur Captain Montes mit ſeinem Begleiter ſeyn.

Wie der Leſer bemerkt haben wird, theilte Valentin nicht ganz Giuſeppe's Befürchtungen rückſichtlich dieſer zwei Perſonen; in der nächſten Nähe des Aufenthaltsortes der Wilden angelangt, konnte er ſich indeſſen einer gewiſſen Aengſtlichkeit doch nicht erwehren. Dann überlegte er jedoch wieder, die Zufälle der Jagd könnten den Capitain mit ſeinem Führer in dieſe Nähe geführt haben, und zudem waren ſie von dem unterirdiſchen Durchgange ſo weit entfernt, daß es Valentin leicht möglich war, ſich, von ihnen unbemerkt, dahin zu begeben. Deshalb brachte er ſeine Angſt zum Schweigen, und beſchränkte ſich darauf, einige Vorſicht anzuwenden, um vom Capitain nicht erſpäht zu werden.

Ein halbſtündiger Marſch brachte ihn zum unterirdiſchen Gange; er beeilte ſich, ihn zu durchſchreiten und zog ſich dann, aus Furcht, ſich im Tannenwalde zu verirren, längs der Felſenwand hin, worauf er beim Teufelsbrunnen anlangte.

Je mehr er vorwärts ſchritt, deſto mehr Vorſicht gebrauchte er, um die ſcheue Bewohnerin dieſer Einöde nicht zu verjagen. Er blieb häufig ſtehen und horchte. Seine geſtrige Ungewißheit war zurückgekehrt. Würde er die Unbekannte in ihrer Grotte finden? Würde ſie ihn abermals fliehen? War dieſes Mädchen wirklich Antonia von

Villareal? Alle dieſe Gedanken gingen ihm im Kopfe herum, und erhielten ſeinen Geiſt in beſtändiger Aufregung.

Endlich erreichte er das kleine Thal. Doch bevor er hineintrat, verſteckte er ſich hinter ein Gebüſch und ſtellte eine ſorgfältige Prüfung an. Der Ort bot wie am vergangenen Tage einen heitern und poetiſchen Anblick dar. Der Waſſerfall ſandte noch immer ſeine kryſtallenen Fluten in das Becken hinab; die Schmetterlinge umflatterten die violette Irisblume und die gelbe Pyrenäen-Lilie; die Vögel zwitſcherten im Gebüſch; eine Waſſeramſel plätſcherte unter den Forellen am Grunde des kleinen Teiches herum. Doch nichts verkündigte die Gegenwart des wilden Mädchens; ein ſchwerer Stein, beſtimmt, den Eingang der Grotte zu verſchließen, war bei Seite geſchoben, kein anderes Geräuſch ließ ſich hören, als das Geplätſcher des Waſſers und der Geſang der Vögel.

Doch erſt nachdem er die Gipfel der Bäume genau unterſucht hatte, entſchloß er ſich vorſichtig aus dem Gebüſche zu treten. Aber die Wilde war nicht zu ſehen und er drang in das Innere der Grotte, ohne ſie bemerkt zu haben.

Das Lager von dürrem Laub, der Haufen Früchte und Wurzeln befanden ſich in demſelben Zuſtande, in dem ſie Valentin am Tage zuvor angetroffen hatte. Auf dem flachen Steine fand ſich noch das Brot vor, allein die cataloniſche Schärpe war verſchwunden.

»Sie iſt alſo gekommen!« rief er freudig aus. »Sie hat Nahrungsmittel verſchmäht, an die ſie nicht mehr gewöhnt iſt, aber ſie hat die Schärpe genommen, deren Gebrauch ihr bekannt iſt . . . Sie wird alſo wiederkommen, und ich werde ſie erwarten, ſollte ich auch den ganzen Tag hier zubringen! . . .«

Aus Furcht, die Unbekannte zu erſchrecken und für immer in die Flucht zu jagen, wenn er ſich ihr unvermuthet

vorstellte, verbarg er sich neuerdings in einer mit Farrenkräutern verwachsenen Felsennische. Von dort aus konnte er den Saum des Waldes und das ganze Thal überblicken, ohne selbst gesehen zu werden; ausgenommen von dem unzugänglichen Felsen aus, von dem sich der Gießbach herunter stürzte.

Durch mehr als zwei Stunden verhielt er sich vollkommen ruhig. Der Adler hatte kein schärferes Gesicht, die Gemse kein feineres Gehör, als die Bewohnerin des Teufelsbrunnens; jedenfalls mußte sie nach den verschiedenen Bewegungen der vergangenen Tage furchtsam geworden seyn, und es erschien deshalb doppelt nothwendig, alle Vorsicht anzuwenden, um sie nicht zu verscheuchen.

Endlich sah sich Valentin für seine Geduld und seine Bemühungen belohnt. Es schien ihm, als bewege sich etwas im Waldesdunkel und bald erkannte er mit Gewißheit die Wilde vom Montcalm.

Da sie ziemlich langsam auf die Grotte zuschritt, so war es dem Beobachter sehr leicht, eine gehörige Vorstellung von dem wundervollen Geschöpfe zu erlangen. Ihre sonnverbrannten Züge waren in der That von ausnehmender Schönheit, wiewohl sie nicht die Sanftmuth eines civilisirten Weibes zur Schau trugen und die kleine Narbe, welche der junge Mann schon gestern bemerkt hatte, vermehrte nur noch den entschlossenen Ausdruck ihrer Physiognomie. Ihr wohlgeformter Körper beurkundete eine kräftige, an die Zufälle einer ungewöhnlichen Lebensweise gewohnte Organisation. Ein Umstand fiel Valentin besonders auf: die Unbekannte hatte sich mit der rothen Schärpe geschmückt, welche er bei seinem ersten Besuche in der Grotte zurückgelassen hatte. Dieses lange und breite Kleidungsstück war mit natürlicher Grazie um ihren Körper geschlungen und gab ihr das Ansehen einer antiken Statue. Den einen Zipfel hielt das Mädchen in der Hand:

er war mit Wurzeln und Beeren gefüllt, die es im Walde gesammelt hatte. Ihr nackter voller Arm, der unter ihrem schwarzen Haarmantel hervorsah, unterstützte diese Last durch eine anmuthige Biegung.

Auch ihr Gang hatte einen ganz besonderen Charakter. Selbst in diesem Augenblicke, wo sie sich ganz sicher glaubte, hatten ihre Schritte etwas Flüchtiges und Zögerndes, kaum daß ihre Füße die Erde berührten. Gleich einem Reh bewegte sie sich in kurzen Sprüngen weiter, das Ohr fortwährend auf der Lauer und bereit, bei der mindesten Gefahr zu fliehen. Bei allem dem hatte ihr Körper die Gewohnheit eines leichten Schaukelns voll Geschmeidigkeit und Nachlässigkeit angenommen. So wie es war machte dieses Kind der Natur auf Valentin einen noch stärkern Eindruck als das erste Mal, und wirklich erschien die Kleine mit ihren graziösen Bewegungen, der hochrothen Draperie, den feurigen Augen, dem in Folge des Laufens leicht gerötheten Gesichte, ihrem leichten und kecken Gange, inmitten dieser jungfräulichen Landschaft, als die Bewohnerin einer andern Welt, als die Eva eines neuen Paradieses.

Die junge Unbekannte war sich ihrer Schönheit ganz gut bewußt. Selbst während des Gehens beobachtete sie sich mit Wohlgefallen; auf ihre rothe Schärpe schien sie ganz besonders stolz zu seyn. Von Zeit zu Zeit strich sie die durch die Waldpromenade in Unordnung gerathenen Falten derselben glatt; dann und wann blieb sie stehen und musterte ihr Gewand mit einem selbstgefälligen Lächeln, bei dem sie zwei Reihen Perlenzähne sehen ließ.

Beim Anblicke des kleinen Sees stieß sie einen Freudenschrei aus, und lief auf denselben los; dann trat sie bis ans Knie in dieses klare, aber eiskalte Wasser und schien ein besonderes Vergnügen darüber zu empfinden, ihr Bild auf der Oberfläche desselben abgespiegelt zu sehen. Ganz stolz auf ihren neuen Schmuck richtete sie sich gerade,

nahm, gleich einer Gefallsüchtigen vor ihrem Spiegel, verschiedene Stellungen an und lachte mit ihrer glockenhellen Silberstimme.

»Wie möchte man auch,« dachte Valentin bei sich selbst, »den Frauenzimmern ihre Gefallsucht vorwerfen? Dieser Instinct ist ihnen so wie das Schamgefühl angeboren; er ist früher vorhanden als Verstandesentwicklung und Erziehung und wirkt bei dem Kinde eben so thätig, wie bei der armen Geisteskranken?...«

Indem er sich diesen Gedanken überließ, vergaß Norbert keineswegs die Zweifel, deren Aufklärung er sich für denselben Tag zum Zwecke gemacht hatte, allein seine Ungewißheit war eher größer geworden. Die Wilde hatte wohl die Haare und Augen von gleicher Farbe wie Antonia; ihr naives Lachen erinnerte wohl an dasjenige des allerliebsten kleinen Mädchens; allein um über die wichtigsten Punkte der Aehnlichkeit entscheiden zu können hätte er sich ihr nähern, mit ihr sprechen, ihre Erinnerungen wecken müssen; doch die geringste Bewegung brachte sie zum Fliehen, sie schien nicht mehr sprechen zu können, und hatte augenscheinlich Alles vergessen.

Die Bewohnerin des Teufelsbrunnens hatte es endlich satt bekommen, sich selbst zu bewundern. Sie stieg aus dem Bassin, nicht ohne sich noch einige Male umzukehren und ihrem Bilde zuzulächeln und schritt auf die Grotte zu. Doch bald mäßigte sie die Schnelligkeit ihrer Bewegungen, und blickte sich unruhig nach rechts und nach links um; ihre scharfen Sinneswerkzeuge hatten ohne Zweifel die Nähe eines fremden Wesens bemerkt; sie empfand eine ihr unerklärliche Unruhe und ihr Instinct benachrichtigte sie, daß es um sie herum nicht ganz richtig sey.

Plötzlich blieb sie stehen, die Augen nach dem Gebüsche gewendet, hinter welchem Valentin verborgen war. Der Letztere hatte keine einzige Bewegung gemacht,

die ihn hätte verrathen können; kaum daß ein schmaler Zwischenraum zwischen zwei Zweigen einen ganz kleinen Theil seines Gesichtes sichtbar werden ließ. Die Wilde erblaßte und fing an zu zittern; sie bewegte sich unruhig hin und her, und schwankte zwischen der angebornen Neugierde ihres Geschlechtes und ihrem Abscheu gegen die Menschen; sie wagte es nicht hinzusehen und wollte doch noch nicht entfliehen.

Sich entdeckt sehend, dachte Valentin nicht weiter daran, sich zu verbergen. Mit Vermeidung aller raschen Bewegungen, welche die flinke Person hätten erschrecken können, hob er langsam den Kopf über das Gebüsch empor. Die Unbekannte machte einen Satz nach rückwärts, doch ohne die Flucht zu ergreifen, sie blieb vielmehr aufmerksam und unbeweglich stehen.

Dieser Erfolg machte Valentin kühner; vielleicht erkannte das junge Mädchen in ihm denjenigen, der ihr Tags zuvor die Schärpe geschenkt hatte, auf welche sie so stolz zu seyn schien. Ohne sich ganz sehen zu lassen, rief er ihr mit sanfter Stimme zu:

»Antonia! ... Antonia von Villareal!«

Eine Art innerer Bewegung machte sich bei diesem Namen auf dem Gesichte der Unbekannten bemerkbar und ihre Unruhe nahm sichtlich zu.

»Antonia!« hob Valentin wieder an, indem er seiner Stimme den einschmeichelndsten Ton gab, »haben Sie denn Valentin vergessen, Valentin Norbert, den Gefährten Ihrer Kindheit?«

Sey es, daß die Wiederholung derselben Worte dem jungen Mädchen auffiel, sey es, daß diese sanften und traurigen Laute ihrem Gehör schmeichelten, sie gab einige Zeichen von Verständniß von sich. Nachdem sie Norbert fest angeblickt hatte, schien sie zu überlegen. Dann bewegte sie die Lippen als versuchte sie es, den einen der eben er-

wähnten Namen nachzusprechen. Allem Anscheine nach waren ihre Bemühungen, ihre widerstrebende Zunge zum Sprechen zu bringen, erfolglos. Endlich, da sie es nicht vermochte, stieß sie abermals ein Gelächter aus, dessen scharfe Töne das Geplätscher des nahen Wasserfalles übertönten.

Dieses anscheinend geringfügige Ergebniß war in der Wirklichkeit sehr bedeutungsvoll; es bewies, daß es mit der Zeit und mit etwas Geduld nicht unmöglich war, sich der jungen Wilden verständlich zu machen. Von neuer Hoffnung erfüllt, sprach Valentin mehre Mal nach einander und bei jeder Sylbe inne haltend, den Namen Antonia's aus.

»An . . . to . . . nia!« sprach ihm das junge Mädchen ganz deutlich nach.

Und beinahe sofort und mit weit weniger Schwierigkeit setzte sie hinzu:

»Valen . . . tin!«

Dann lachte sie wieder hellaut auf.

Dasmal vergaß Norbert, außer sich vor Freuden, alle Klugheit; er richtete sich ganz in die Höhe und rief aus:

»Ist sie es denn? . . . Wäre das wirklich Antonia?«

Und er stürzte mit offenen Armen auf sie los.

Ueber diese plötzliche Bewegung erschreckt, ließ das junge Mädchen seine Last fallen und lief mit einer unbeschreiblichen Geschwindigkeit nach dem Felsen zu. Hätte Valentin Geistesgegenwart genug gehabt zu schweigen und stehen zu bleiben, vielleicht wäre die Wilde einer Eingebung ihres launischen Naturelles folgend, gleichfalls stehen geblieben. Allein durch seinen Eifer irre geleitet verfolgte er sie, indem er sie inständig bat, ihn zu hören.

Vielleicht rechnete er darauf, das Mädchen werde die Felsenkette, welche den Teufelsbrunnen umschloß, nicht übersteigen können; doch er kannte die Hilfsquellen des wunderbaren Geschöpfes noch nicht in ihrer ganzen Ausdehnung. An einer der steilsten Felsenwände befanden sich kleine durch Büsche von Asplenium und Frauenhaar verdeckte Vorsprünge. Durch diese Schmarotzerpflanzen und durch die Unebenheit des Granits unterstützt, kletterte die Wilde mit einer an's Märchenhafte grenzenden Behendigkeit zur Spitze des Felsens empor; fast mußte man an die Unterstützung einer übernatürlichen Macht glauben, wenn man sah, mit welcher Leichtigkeit und Gewandtheit das junge Mädchen die senkrechte Granitwand hinaufkief. Valentin fühlte sich vom Schwindel ergriffen; er blieb stehen und schloß die Augen, denn er fürchtete jeden Augenblick, sie herunterstürzen und elend zu Grunde gehen zu sehen. Als er sie wieder öffnete, war das Mädchen an der Felsenspitze angelangt. Ihr schlanker Wuchs zeichnete sich sehr malerisch am blauen Firmamente ab; die Wilde warf ihrem Verfolger einen spöttischen Blick zu, ließ dann, gleichsam um ihn zu höhnen, noch einmal ihr kindisches Lachen erschallen und verschwand.

Valentin blieb, beschämt und bestürzt, am selben Orte festgebannt.

»Ich Unvorsichtiger!« rief er voll Unmuth über sich selbst aus, »schon zwei Mal beging ich denselben Fehler . . . Vielleicht wäre ich endlich diesem Räthsel auf den Grund gekommen. Das arme Kind fürchtete sich nicht mehr vor meinem Anblicke, sie schien meine wohlwollenden Absichten erkennen zu wollen, und ich konnte nicht noch einen Augenblick an mich halten! . . . Jetzt weiß ich nichts, durchaus nichts Bestimmtes. Wohl hat sie zwei Namen wiederholt, die ich ihr einige Mal vorsagte, allein diese Thatsache ist nicht hinreichend um . . .«

In diesem Augenblicke fiel ein Carabinerschuß hinter

der Felsenwand, worauf ein sonderbarer langgedehnter, herzzerreißender Schrei in derselben Richtung ertönte. Valentin erkannte die durchdringende Stimme der Wilden.

Er erblaßte; doch glaubte er noch, sich geirrt zu haben. Das Echo konnte einen in weiter Entfernung abgefeuerten Schuß verstärkt wiedergegeben haben; solche acustische Erscheinungen sind im Gebirge etwas Gewöhnliches. Bald erschien jedoch diese Annahme ganz unmöglich: eine kleine Rauchsäule erhob sich über der Felsenspitze, gleichsam um den Ort zu bezeichnen, wo der Schuß gefallen war.

Valentin wartete einen Augenblick in der fürchterlichsten Angst. Vielleicht schleppte sich die Wilde verwundet und verfolgt bis zu ihrer Grotte, und dann wollte er ihr beistehen. Aber Niemand ließ sich blicken und ringsum herrschte das tiefste Schweigen.

»Gewiß hat wieder einer von den wilden Jägern nach dem unglücklichen Mädchen geschossen,« sagte Valentin mit einer Verwünschung. »Diese blutgierigen Unmenschen können sich nicht daran gewöhnen, in der Armen ein menschliches Geschöpf zu sehen. Sie ist verwundet, vielleicht gar todt! . . . Doch, jetzt fällt es mir ein,« fügte er hinzu, sich vor die Stirne schlagend, »soeben habe ich ja, als ich hierher ging, den Capitain Montes gesehen . . . Ja wohl, sie allein jagen heute in den Bergen . . . sie allein können . . . Doch sey es aus Unvorsichtigkeit, sey es aus einer verbrecherischen Absicht, wehe ihnen, sie sollen mir für das vergossene Blut Rechenschaft geben!«

Er nahm seine Flinte und seinen Stock zur Hand, und schlug, von der Unmöglichkeit die Felsenwand zu ersteigen überzeugt, so schnell als möglich den früheren Weg durch den unterirdischen Gang ein.

VI.

Wir müssen hier ein wenig in unserer Erzählung zurück gehn, um unsern Lesern zu berichten, wie es geschah, daß Montes und der Zigeuner bei Norberts Erwachen die Hütte Giuseppe's bereits verlassen hatten.

Noch vor Tagesanbruch hatte Montes bemerkt, daß Jemand das Strohlager mit besonderer Vorsicht verließ. Der Capitain hatte seine Gründe, warum er auf Alles aufmerksam war, was sich um ihn herum zutrug; er erhob sich also zur Hälfte, stützte sich auf seinen Ellbogen und beobachtete nun, so gut es die Finsterniß zuließ, den Schlafgefährten, welcher so zeitlich auf war. Dieser Letztere kroch auf allen Vieren bis zum andern Ende der Stube, richtete sich dann in die Höhe, suchte unter dem Gepäck der Reisenden herum, wie man dies aus dem leisen Zusammenschlagen der eisenbeschlagenen Stöcke und der Gewehre entnehmen konnte, öffnete die Thüre und verließ die Hütte geräuschlos wie eine Katze.

Die Thüre war kaum wieder geschlossen, als auch schon Montes auf den Beinen war. An einer Bewegung Giuseppe's der neben ihm lag erkennend, daß auch er wach sey, kündigte er ihm mit leiser Stimme an, er begebe sich mit dem Zigeuner auf die Jagd, nahm seinen Tornister und seinen Carabiner und entfernte sich gleichfalls mit schnellen Schritten.

Ein blasser Lichtschimmer verkündigte bereits das Herannahen der Morgenröthe. Von der Hütte aus bemerkte

Montes den Zigeuner, welcher schnell den Berg hinabstieg, als wollte er sich nach dem Dorfe Suc begeben. Ueber dieses heimliche Verschwinden aufgebracht, machte sich der Capitain sofort daran, den Flüchtling zu verfolgen und erreichte ihn endlich am Ausgange der Oule-Blanche.

Im Augenblicke, wo Montes plötzlich zu ihm trat, zählte der Zigeuner auf der Fläche seiner schwieligen Hand eine gewisse Anzahl von Fünffranks-Stücken. Er erblaßte und wäre gern davon gelaufen. Allein der ehemalige spanische Offizier war stark bewaffnet, und ohne Zweifel nöthigenfalls selbst zum Aeußersten entschlossen. Der brave Jeandot Perez hielt es für das Beste, unverschämt dreist zu seyn und schob das Geld eilig in eine geheime Tasche.

Montes redete ihn mit einer höhnischen Miene an, welche nichts Gutes verkündigte.

»Wohin, mein vortrefflicher Führer?« sagte er, im Dialecte der Gebirgsbewohner, den er geläufig sprach. »Ohne Zweifel zum Teufel, oder an einen andern Ort, welcher für einen schurkischen Zigeuner paßt?«

»Heilige Jungfrau! Sennor,« versetzte der Zigeuner mit erkünstelter Ruhe, »ich wollte mir nur die Beine ein wenig einrichten, man wird ja ordentlich lahm in dem abscheulichen Stalle . . .«

»Oh, über den heiklen Weichling! . . . Und wahrscheinlich geschah es nur in der Zerstreutheit, daß Du zu diesem heilsamen Spazirgange mein Geld mitnahmst?«

»Ich? Ich habe nichts mitgenommen.«

»Elender Lügner!« donnerte ihm Montes entgegen, indem er seinen Carabiner auf ihn anschlug; »Du hast mir also kein Geld aus meiner Reisetasche genommen . . .«

Jeandot wagte es nicht mehr, dieselbe Unverschämtheit zur Schau zu tragen.

»Ja wohl! . . . Jetzt fällt mir's ein,« stotterte er, »eine Kleinigkeit . . . Ich will Ihnen die Sache erklären.

Ich habe meine guten Gründe, nicht mehr am Montcalm zu bleiben. Ich will meinen eigenen Angelegenheiten nachgehen und kann deshalb nicht mehr in Ihren Dienſten bleiben . . . Da ich wohl wußte, Sie würden mich nicht ſo leichten Kaufes fortgehen laſſen, ſo fiel es mir ein, mich heimlich aus dem Staube zu machen . . .«

»Du wollteſt alſo abfahren?« frug Montes nachdenklich.

»Freilich wohl . . . Sie ſchuldeten mir zwei Piaſter für meine zweitägige Dienſtleiſtung, aber ich wagte es nicht, Sie im Schlafe zu ſtören; ich griff daher in Ihren Reiſeſack, wo Sie wie ich geſehen, Ihr Geld aufbewahrten und . . .«

»Und haſt das ganze Geld genommen?«

»Habe ich wirklich Alles genommen? . . . Je nun, ich konnte nicht ſehen, und die Thaler ſchienen mir in der Finſterniß etwas dick und ſchwer zu ſeyn . . . Indeſſen« fügte Jeandot mit Herablaſſung hirzu, »ſollte ich mich vielleicht um einen oder zwei Thaler geirrt haben, ſo bin ich bereit, ſie Ihnen zurückzuſtellen, denn ich bin ein ehrlicher Mann! . . .«

Bei dieſen Worten griff er langſam in ſeine Taſche.

»Nein, nein . . . behalte Alles . . . ich habe noch mehr Geld,« erwiederte Montes in barſchem Tone.

Jeandot ſchien über dieſe Gutmüthigkeit und Großmuth erſtaunt zu ſeyn; der Capitain fuhr fort:

»Vorwärts . . . wir ſind hier zu nahe an der Hütte; Du mußt mich auf die Jagd begleiten.«

Er ſchritt ſchnell durch den Engpaß der Oule-Blanche. Der Zigeuner folgte ihm mit augenſcheinlichem Widerwillen; nachdem er einige Schritte gethan hatte, blieb er ſtehen.

»Jedenfalls,« ſagte er in einem kecken Tone, »gehe ich keinen Schritt weiter. Mein Eſel erwartet mich dort unten in der Schenke von Sue und ich will ſehen . . .«

»Wie, Schurke!« rief Montes aus, indem er ihn voll Wuth beim Kragen packte, »ich lasse mich von Dir bestehlen und Du wagst es in meiner Gegenwart . . .«

»Bestehlen!« wiederholte der Zigeuner mit dem Ausdrucke beleidigten Stolzes, »haben Sie mir nicht das Geld freiwillig geschenkt? Stehlen! Es ist sehr schmerzlich für einen Ehrenmann, eine solche Beleidigung einstecken zu müssen. Heilige Jungfrau! Ich und stehlen! Ich ein Staatsbürger, der seine Papiere hat und Angesichts des Publicums ein Gewerbe ausübte!«

Montes sandte ihm einen Blick voll Verachtung und Ekel zu. Doch verbarg er sofort seine Gefühle, befahl dem Zigeuner, sich auf einer Felsplatte niederzulassen, setzte sich neben ihn und begann in ruhigem Tone:

»Wir wollen uns besprechen, Jeandot, wenn Du mich dann dennoch verlassen willst, so werde ich Dich nicht zurückhalten . . . Höre mich an! Du hattest gewiß deine Ursachen, warum Du Dich nach dem Montcalm begabst, als ich Dich vor zwei Tagen in der Schenke von Suc antraf; das wirst Du doch nicht in Abrede stellen.«

»Es wäre leicht möglich,« antwortete der Zigeuner in vorsichtigem Tone.

»Und kannst Du mir diese Ursachen nicht mittheilen?«

»Meiner Treu! Das Geschäft ist in's Wasser gefallen; ich habe also keine Mitbewerber zu fürchten und kann Ihnen die ganze Sache auseinandersetzen . . . Ich hatte wegen meines Esels auf der Messe von Beaucaire einige Unannehmlichkeiten gehabt und wanderte nun dort unten an der catalonischen Grenze herum, ohne zu wissen, auf welche Weise ich mir meinen Lebensunterhalt verdienen sollte, als ich plötzlich von der Wilden vom Montcalm reden hörte. Ich ließ mir Alles erzählen, was man über sie wußte und sagte zu mir selbst: »Bei Gott, das wäre ein wahrer Schatz!« Ich habe schon einmal wilde Frauenzimmer sehen

lassen und ich kenne das Geschäft und weiß was man dabei profitirt . . . Ich bin mit zwei Wilden gereist: die eine aß Kieselsteine, die andere lebende Hühner; das waren wahre Goldbarren. Kurz mir kam der Gedanke, mich mit dem wilden Mädchen vom Montcalm zu verständigen; ich weiß recht wohl, wie man mit diesen Spitzbübinen fertig wird; mit einem Gläschen Branntwein und einem Geldstücke bringt man sie, wenn man es geschickt anzufangen weiß, zur Unterzeichnung eines Contractes. Uebrigens ist die hier noch jung und nicht sehr pfiffig . . . Ich bestieg also, wie gesagt, meinen Esel und eilte nach Suc, ohne Jemanden etwas von meinem Vorhaben zu sagen, denn es gibt so Manchen, der sich kein Gewissen daraus machen würde, mir das Geschäft vor der Nase wegzufischen . . . Sie wissen ja, es gibt Taugenichtse, die Einem den Bissen Brot aus dem Munde stehlen!«

Montes konnte sich eines Lächelns kaum erwehren, doch frug er Jeandot mit ernsthafter Betonung:

»Nun, warum leistetest Du so schnell auf die Ausführung deines schönen Vorhabens Verzicht?«

»Warum? Ei, haben Sie denn nicht die lange Geschichte des Herrn Valentin Norbert mit angehört? Die Wilde ist die Tochter eines reichen Herrn, sie ist von Adel. Der Senor will sie zähmen und aus ihr eine gebildete Dame machen. Ich trete gerne zurück, da ich es mit ihm nicht aufnehmen kann.«

»Du hast also heute Nacht unsere Gespräche behorcht?« versetzte der Capitain. »Du hast es gewagt, uns zu belauschen?«

»Je nun, es geschah wider meinen Willen; anfänglich wollte ich schlafen, aber Sie sprachen so laut . . .«

»Darin sehe ich jedoch keinen Grund, mich so schnell zu verlassen. Du hast keine Eile, und wenn Du noch einige Tage bei mir bliebest, könntest Du genug Geld verdienen, um Dir wieder ein bischen aufzuhelfen.«

»Das ist wohl wahr, lieber Herr,« sagte der Zigeuner mit hartnäckiger Miene; »doch, die Wahrheit zu sagen, ist der Herr Ingenieur von Vic d'Essos so schlimm auf die Zigeuner zu sprechen und sieht mich immer so wild an, daß ich es vorziehe, mich lieber nicht in seiner Nähe sehen zu lassen.«

Der Capitain Montes legte ihm die Hand auf die Achsel.

»Wäre es nicht vielleicht auch deshalb,« frug er ihn mit dumpfer Stimme, »weil Du mit bei der Bande Biroben's warst, dem Anführer jener Mörder vom Römerhause, und weil Du Dich nun fürchtest, wieder erkannt zu werden?«

Die Verstellungskunst des Zigeuners war nicht im Stande, das Entsetzen zu verbergen, welches ihn bei dieser Frage erfaßte.

»Biroben!« stotterte er; »woher wissen Sie ... der junge Senor hat Biroben nicht genannt.«

»Aber ich kannte die ganze Geschichte in allen ihren Einzelnheiten schon früher ... Ich habe mich also nicht geirrt, Du warst bei jener Spitzbubenbande, welche sich nach begangenem Verbrechen nach Spanien flüchtete und von der die französische Justiz noch kein einziges Mitglied festnehmen konnte.«

»Nein, nein, ich war nicht dabei,« versetzte der Zigeuner in einer unaussprechlichen Angst, »ich bin ein ehrlicher Mann, ich habe meine Papiere ... Uebrigens wurde das Verbrechen nicht von Biroben's Bande begangen; ich bin bereit, es zu beschwören.«

»Und wie kannst Du das wissen, wenn Du nicht dabei warst?« bemerkte Montes mit einem ironischen Lächeln; »Du hast da eine unvorsichtige Rede fallen lassen, Jeandot; sie allein würde Dich in abscheuliche Verlegenheiten bringen, wenn Du sie vor Gericht ausgesprochen hättest.«

»Ich fürchte die Gerichte nicht,« versetzte Jeandot in einem Tone, welcher seine Behauptung Lügen strafte, »ich hatte mit ihnen in letzterer Zeit wegen einiger Kleinigkeiten viel zu thun, aber sie gingen sehr glimpflich mit mir um.«

»Möglich; doch wenn ihnen Jemand gesagt hätte, der sogenannte Jeandot Perez habe ehemals Biroben's Bande angehört ... Und Du warst dabei, ich weiß es gewiß ...«

Der Zigeuner maß ihn mit einem flüchtigen Blicke; vielleicht dachte er daran, ihm seinen Carabiner zu entreißen. Allein der kräftige Capitain war auf seiner Hut, und Jeandot Perez, der eben nicht viel Muth besaß, sah ein, es sey hier mit Gewalt nichts zu richten.

»Mein guter Sennor,« hob er im demüthigen und einschmeichelnden Tone an, »ich würde es nicht wagen, einem vornehmen Herrn, wie Sie, zu widersprechen. Aber ich schwöre Ihnen bei allen Heiligen des Paradieses, daß weder ich noch meine Freunde den Mord im Römerhause begangen. Sonst geschah es wohl zuweilen, daß wir in der Nähe einer Bauernwohnung ein oder zwei Hühnern den Hals umdrehten, oder einen Kessel entwendeten, den man uns zum Flicken gegeben hatte, vielleicht auch in Fällen der äußersten Noth einen Messerstich versetzten, doch keiner von den Unserigen wäre grausam genug gewesen, die arme Familie und die kleinen Kinder todtzuschlagen.«

»Wer that es denn ...?«

»Ich habe von der traurigen Geschichte sprechen hören ... Ein Mann, welcher sich der Bande angeschlossen hatte, war allein der Schuldige. Man nannte ihn den »Kohlenbrenner,« weil ...«

Montes unterbrach ihn mit einem ungläubigen Lächeln.

»Verspare dein albernes Märchen für den Augenblick, wo Du vor Gericht erscheinen wirst. Warst Du nicht

in derſelben Nacht, wo der Mord begangen wurde, mit deinen Spießgeſellen im Römerhauſe? Nahmt Ihr nicht am Diebſtahl Theil? Ergriffet Ihr nicht nach vollbrachter That die Flucht? Hieltet Ihr Euch nicht ſeit jener Zeit verborgen? ... Man wird deiner Rechtfertigung keinen Glauben beimeſſen. Aber ich bin dein Richter nicht, und was Herrn Norbert anbelangt, ſo ſcheint deine Furcht ſehr ungegründet zu ſeyn, denn Herr Norbert kennt Dich nicht. Seinem eigenen Geſtändniſſe zufolge, hat er Dich und deine Bande nur des Nachts geſehen, als Ihr durch den Hof zogt.«

»Das iſt wohl wahr, aber der Zufall iſt ſo allmächtig ... man weiß nicht, was geſchehen kann ... Und dann iſt dieſer Giuſeppe in vollem Ernſt ein Zauberer ... Ich glaube, ich werde wohl daran thun, auf einige Zeit nach Andorra oder nach Spanien zu gehen. Eben ſo, wie Sie mich wieder zu erkennen glaubten, könnte ſich am Ende auch noch wer Anderer irren.«

»Es frägt ſich nur noch, ob ich Dich fortlaſſe. Es wäre mir ein Leichtes, mich Deiner zu bemächtigen und Dich ins nächſte Dorf zu ſchleppen. Nöthigenfalls dürfte ich nur laut rufen und Herr Norbert würde ſich beeilen, mir bei der Verhaftung eines der Mörder der Familie von Villareal hilfreiche Hand zu leiſten.«

Der Zigeuner hob die Hände flehend empor.

»Sie werden doch nicht ſo grauſam ſeyn, mein guter Sennor! Ich nehme die Muttergottes von Puycerda und den heiligen Michael zu Zeugen, daß wir an dem Verbrechen, welches im Römerhauſe begangen wurde, unſchuldig ſind ... Wahrhaftig ... Auf meine Ehre! Wir hätten uns zu ſehr gefürchtet ... Und nun laſſen Sie mich gehen, ich bitte Sie darum. Warum wollen Sie denn einen armen Teufel zu Grunde richten? Ich habe Ihnen gar nie etwas Böſes gethan.«

»Wie kannſt Du das wiſſen?«

»Du guter Gott! wie hätte ich auch einem so braven Herrn Schaden zufügen können! ... Doch lassen Sie hören, vielleicht hat Ihnen — vorausgesetzt, ich gehörte wirklich zu Birobeu's Bande — vielleicht hat Ihnen einer der Unserigen einen schlimmen Streich gespielt? Vielleicht hat einer unserer Jungen vergessen, Ihrer Haushälterin eine kupferne Casserole zurückzugeben? Vielleicht hat Ihnen eine unserer Frauen bei der Schafschur etwas Wolle gestohlen? Du lieber Himmel, die Zeiten sind hart, und man kann den Burschen und den Weibern noch so sehr ins Gewissen reden, es hilft doch nichts ... Oder habe ich Ihnen selbst auf irgend einem Jahrmarkt ein Pferd oder einen Esel verkauft, denn ich war früher Pferdehändler, und Sie hatten Ursache, sich über Ihren Kauf zu beklagen? Nicht wahr?«

»Das mag bei deinen Kunden oft der Fall gewesen seyn,« sagte der Capitain, welchem die Angst des Zigeuners und seine komischen Vermuthungen Vergnügen zu machen schienen; »doch zerbrich Dir nicht unnütz den Kopf darüber, wo Du mich früher gesehen hast,« fügte er mit ernster Betonung hinzu, »das hat weder mit deinen noch mit meinen Angelegenheiten zu schaffen. Beruhige Dich, ich werde nichts gegen Dich unternehmen, wenn Du Dich meinem Willen fügst.«

»Befehlen Sie Seunor, ich bin zu Allem bereit.«

»Ich werde Dich nicht ~~allein~~ nicht verrathen, sondern Dich auch noch, wenn Du es für gerathen findest binnen wenigen Tagen nach Spanien zu gehen, zum reichsten Zigeuner von der Welt machen... Die spanischen Quadrupel sind Dir ohne Zweifel bekannt?«

»Ich habe viel davon sprechen gehört, mein guter Herr; allein nur ein einziges Mal sah ich ein Stück in der Tasche eines asturischen Maulthiertreibers... Sie sind sehr schön und glänzen ganz prächtig im Sonnenschein.«

»Wohlan! Ich habe irgendwo fünf dieſer ſchönen Quadrupel... Wenn Du willſt, ſo ſollen ſie dein ſeyn.«

»Mein?« rief Jeandot ganz entzückt aus; »was ſoll ich thun?«

Montes dachte einen Augenblick nach.

»Du haſt Dich gerühmt, den Montcalm ganz gut zu kennen?«

»Sie haben es geſtern geſehen, wie ſchnell wir nach der Oule-Blanche kamen, während der Herr Ingenieur ſich im Tannenwalde das Geſicht und die Hände zerfetzte.«

»Das iſt wohl wahr!... Jetzt handelt es ſich darum, mich auf dem kürzeſten Wege nach dem Teufelsbrunnen zu führen.«

»Nach dem Teufelsbrunnen!. Haben Sie denn nicht gehört, daß dieſer Ort unzugänglich iſt?«

»Wohl, doch iſt dies jedenfalls eine irrige Meinung, da Herr Norbert gleich bei ſeinem erſten Verſuche dahin kam, wie er es in deiner Gegenwart behauptete...«

»Sind Sie deſſen gewiß, daß ſich Herr Norbert nicht täuſchte?«

»Weder konnte er ſich, noch wollte er mich täuſchen.«

»Und ich verſichere Ihnen, mein guter Herr, daß ich kein menſchliches Weſen kenne, welches ſo etwas auszuführen im Stande wäre... Ich will alle Jäger, alle Schwärzer der Pyrenäen zur Zeugenſchaft auffordern.«

Der Zigeuner ſprach in einem Tone wahrer Ueberzeugung und es war unmöglich ihn einer Lüge zu zeihen.

»Das iſt unbegreiflich!« murmelte Montes in tiefes Nachdenken verſunken. »Doch auf welche Weiſe glaubteſt Du die Wilde treffen zu können, um ihr deine Anträge zu machen?«

»Das will ich Ihnen ſagen, Sennor... ich habe mich ganz genau erkundigt. Man kann in der That den Teufelsbrunnen, welchen die Wilde bewohnt, nicht betreten; allein ſie kömmt öfter nach einem nahe gelegenen

Steinfelde welches man die »Peyrade« nennt... Dort haben ſie die Jäger einige Mal geſehen und dort hat erſt kürzlich dieſer Schurke von Jacquet nach ihr geſchoſſen.«

»Norbert begibt ſich doch nicht nach jener Seite,« ſagte der Capitain halblaut; »ei nun um ſo beſſer! Es wäre möglich .. führe mich nach der »Peyrade;« fügte er barſch hinzu, indem er ſich zum Zigeuner wandte. »Wir haben ſchon zu viel Zeit verloren.«

»Und was werden wir dort thun?«

»Das ſollſt Du bald ſehen... Geh voraus und gehorche pünktlich, wenn Du willſt, daß wir gute Freunde bleiben.«

»Aber Sennor, ich begreife nicht...«

»Du brauchſt nichts zu begreifen.«

Der Zigeuner verzog das Geſicht. Doch ſchritt er gehorſam vor Montes einher.

Und nun wollen wir wieder auf Valentin zu ſprechen kommen.

Von der fürchterlichſten Unruhe gefoltert, lief der junge Mann ſo ſchnell er nur konnte, nach jener Gegend hin, von welcher der Knall gekommen war; allein er mußte viele Umwege machen und verirrte ſich einige Mal in ſeiner Uebereilung. Endlich erreichte er den unterirdiſchen Durchgang und beeilte ſich hindurch zu kriechen. Allein mehr als eine Stunde war ſeit dem Augenblicke verfloſſen, wo er den Schuß vernommen hatte; es war alſo mehr als zweifelhaft, ob er die Urheber dieſer That noch am ſelben Orte finden würde.

Beim Austritte aus dem Durchgange unterſuchte er den ganzen ſichtbaren Theil des Horizonts. Die tiefſte Stille herrſchte in der ganzen Gegend. Er hätte glauben können, er befinde ſich mit den Adlern und Raben ganz allein in dieſer Einöde. Endlich bemerkte er ein Individuum, deſſen

Aeußeres er der großen Entfernung wegen nicht genauer in Augenſchein nehmen konnte, und welches nach dem Dorfe Suc zuging. Wer war dieſer Mann? War er es, welcher ſoeben den Schuß abgefeuert hatte? Die Sache war nicht unmöglich; in dieſem Falle mußte jedoch das fragliche Individuum gleich nach vollbrachter That ſehr ſchnell davon geeilt ſeyn, denn es war bereits ſehr weit entfernt. Valentin dachte anfangs daran, den Mann zu verfolgen, um ihn zu befragen; allein nach einigem Nachdenken blieb er ſtehen. Die Verfolgung konnte lange dauern, und zu keinem Ziele führen; es war weit beſſer, ſich ohne Aufenthalt von dem in Kenntniß zu ſetzen, was ſich hinter der Felſenwand des Teufelsbrunnen zugetragen. Er nahm alſo ſein urſprüngliches Vorhaben wieder auf, und ohne ſich weiter um den unbekannten Wanderer zu kümmern, begann er an der auswärtigen Seite der Granitwand der Länge nach hinzuſchreiten, um ſich dem Waſſerfalle zu nähern. Nach einem mühſeligen Marſche erreichte er die Peyrade des Montcalm.

Dieſer Ort war noch wilder und einſamer, als jeder andere Punkt des Gebirges. Er war voll zerbröckelter Steine, und zermalmter Trümmer von den Lawinen, welche vom Gipfel des Montcalm herunterſtürzten, und an der Felſenwand des Teufelsbrunnens zerſchellten. In den Felſenſpalten hätte man noch Eisſchollen und ganze Haufen ſchmutzigen Schnees finden können. Die Ausſicht war, mit Ausnahme der gegen den Spitzberg gelegenen Seite beſchränkt, deſſen majeſtätiſcher Kegel den Himmel zu berühren ſchien. An allen übrigen Punkten ſah man blos Zwergholz, zerbröckelte Felſen und aufgewühltes Erdreich. Auch hier herrſchte übrigens, wie tiefer unten, Todtenſtille und nie ſchien ein menſchlicher Fuß dieſen Ort der Verwünſchung betreten zu haben.

Valentin wußte indeſſen, wie ſehr man ſich durch dieſen Anſchein irreführen laſſen kann; hier mußte jeden-

falls der Flintenschuß gefallen, der Hilfruf ausgestoßen worden seyn, den er unten im Teufelsbrunnen vernommen hatte. An der besondern Gestaltung erkannte er genau den spitzigen Fels, an dessen Seite die Wilde mit einer so wunderbaren Schnelligkeit hinauf geklettert war, doch nichts erinnerte mehr an das blutige Schauspiel, welches hier vor einer Stunde stattgefunden haben mußte.

Nun begann er mit aller Kraft seiner Stimme zu rufen. Er wandte sich nach allen Richtungen und bediente sich seiner beiden Hände statt des Sprachrohres. Ein tausendfältiges Echo gab ihm seinen Ruf vielfach und sonderbar gebrochen zurück; als es verhallt war, herrschte wieder die frühere Stille in der ungeheuren Einöde.

Wäre Valentin des Zeugnisses seiner Sinne nicht gewiß gewesen, er hätte seine Untersuchungen nicht weiter fortgesetzt; im Augenblicke, wo sich seiner eine vollkommene Entmuthigung bemächtigte, fachte ein anscheinend geringfügiger Umstand seinen Eifer neuerdings wieder an. Es war dies ein erst unlängst angebrannter und auch sehr stark nach Pulver riechender Pfropf. Es war also über den Platz, auf welchem der unbekannte Schütze stand, kein Zweifel mehr übrig, und es handelte sich nur darum zu erfahren, wer als Opfer seiner Geschicklichkeit gefallen war.

Er wandte zuerst seine Aufmerksamkeit dem zunächst am Wasserfalle stehenden Felsen zu. Der Abhang desselben war gleichfalls unzugänglich, doch bei weitem nicht so steil als auf der entgegengesetzten Seite. Mit Hilfe von hin und wieder stehenden Grasbüschelu und Gestrüpp versuchte es Valentin einige Schritte auf dieser gefährlichen Oberfläche zu thun; allein er sah sich bald genöthigt, einzuhalten; er hätte Leitern und Haken gebraucht, um höher hinaufzusteigen. Sein Versuch hatte inzwischen einen sehr wichtigen Erfolg; indem er nemlich um sich herum blickte, bemerkte er ein Baumblatt, auf welchem ein purpurrother, frischvergossener Blutstropfen glänzte.

Valentin ſtieß einen Schmerzensſchrei aus.

»Es iſt alſo wahr? Man hat ſie getödtet!«

Allein ſein Verſtand ſtemmte ſich auch gegen dieſe zu willkürliche Annahme. Welches Intereſſe konnte man daran haben, ein armes unſchädliches Mädchen zu ermorden? Und vorausgeſetzt auch, ein unmenſchlicher Jäger hätte ſie, wie es ſchon oft verſucht worden war, erſchoſſen, oder auch nur zufällig getroffen, was war aus dem Leichnam der Unglücklichen geworden? Mit Ausnahme des einen Blutstropfens, wies nichts auf einen begangenen Mord hin.

»Wohlan denn!« ſagte Norbert, »und ſollte ich auch darüber zu Grunde gehen, ich werde hinter das Geheimnißvolle dieſes unbegreiflichen Ereigniſſes kommen. Ich habe in Giuſeppe's Hütte Stricke und Klammern geſehen . . . Ich werde die Hilfe des Capitain Montes, Giuſeppe's und ſogar auch jenes Zigeuners in Anſpruch nehmen, wenn es ſeyn muß, und durch ihre Unterſtützung wird es mir möglich werden, dieſe unzugänglichen Felſen zu erklimmen . . . Ich werde jeden Winkel ſorgfältig unterſuchen; ich werde endlich erfahren, ob das arme Geſchöpf durch einen vorbedachten feigen Mord ums Leben gekommen iſt.«

Nachdem er dieſen Entſchluß gefaßt hatte, beeilte er ſich, ihn zur Ausführnng zu bringen. Er hatte Mühe, aus dieſer Art Felſenſchlucht, in welcher er ſich befand, herauszukommen; allein weder der ſteile Berg, noch die großen Steine, welche unter ſeinen Füßen hinwegrollten, konnten ihn veranlaſſen, langſamer zu gehen. Nachdem er zwanzig Mal Gefahr gelaufen war, von den loſen Felsblöcken zerſchmettert zu werden, oder mit ihnen in die Tiefe hinabzurollen, betrat er einen weniger unebenen Boden und bemerkte linker Hand den rieſigen Porticus der Oule-Blanche.

Er wollte eben hindurch gehen, als er ſich von einer klaglichen Stimme beim Namen rufen hörte: es war dies

der Capitain Montes, welcher an der andern Seite des Montcalm mühsam emporstieg.

Der Jagdliebhaber sah jämmerlich aus; sein Anzug war voll Erde, seine Hände und sein Gesicht ganz aufgeschwollen. Sein Carabiner und seine Jagdtasche waren ganz verschwunden. Er trat sehr mühsam auf, und schien stark ermüdet zu seyn.

Ungeachtet seiner Zerstreutheit konnte sich Valentin des Mitgefühls für die augenscheinlichen Leiden seines Gefährten nicht erwehren.

»Um Gotteswillen, Capitain!« frug er ihn, »woher kommen Sie? Ist Ihnen etwas zugestoßen?«

»Wohl ist mir etwas zugestoßen,« erwiederte Montes laut ächzend; »haben Sie die Güte, Herr Norbert, mir Ihren Arm zu reichen, sonst ist es mir unmöglich Giuseppe's Hütte zu erreichen.«

Valentin beeilte sich, ihn zu unterstützen, und sie gingen nach der Oule-Blanche zu.

»Aber sagen Sie mir doch Capitain, was sich eigentlich zugetragen hat, warum Sie so arg zugerichtet sind, und wo Ihr Führer hingerathen ist?«

»Der Zigeuner?« begann Montes ganz roth vor Zorn und mit geballter Faust; »verflucht sey der Augenblick, wo ich einen solchen Schurken in meinen Dienst nahm! Ich bin dafür schrecklich bestraft worden, und von heute an, Herr Norbert, theile ich Ihren Haß gegen diesen abscheulichen Volksstamm. Was diesen Zigeuner anbelangt, so soll er mir diesen schlechten Streich theuer büßen.«

»Was hat et Ihnen denn eigentlich gethan?«

»Was er mir eigentlich gethan hat? Sehen Sie es denn nicht? Er hat mich beraubt und ist davon gelaufen, indem er mich an einem der gefährlichsten Punkte zurück ließ . . .«

»Er hat Sie beraubt?« unterbrach ihn Valentin ganz erstaunt; »ist das möglich? Sie sind jedenfalls stär-

ker als er; Sie hatten Ihren Carabiner, und er war unbewaffnet . . .«

»Warten Sie einen Augenblick; Sie mögen selbst beurtheilen, wie unvorsichtig und albern ich war. Schon heute Früh hatte ich Gelegenheit, die Schlechtigkeit dieses Schurken kennen zu lernen, war jedoch so dumm gewesen, ihm zu verzeihen. Nachdem wir in den gefährlichsten Gegenden des Gebirges herumgestiegen waren, führte er mich in eine steinige, trostlos aussehende Felsschlucht, und lud mich ein, daselbst auszuruhen. Ich war müde, ich hatte mir nicht Zeit genommen zu frühstücken, und hatte somit Ruhe und einige Nahrung nothwendig; ich legte mich also unter einem Felsenvorsprunge schlafen. Mich so niedergeschlagen sehend, ergriff der Spitzbube voll Dienstfertigkeit, gleichsam um mich der Last zu entledigen, meine Flinte und meine Jagdtasche und entfloh, während ich damit beschäftigt war, ein kleines Frühstück zuzubereiten. Ich muß hinzufügen, daß ich einige Augenblicke vorher so unvorsichtig gewesen war, dem Zigeuner meine mit spanischen Quadrupeln gefüllte Geldkatze sehen zu lassen; und da mich dieselbe beim Gehen hinderte, so war ich unklug genug, sie abzubinden und in einem Augenblicke, wo er mir, wie ich glaubte den Rücken wandte, in meine Jagdtasche gleiten zu lassen; allein er hatte mich ohne Zweifel bemerkt und der lockenden Versuchung nicht widerstehen können. Mag dem seyn wie ihm wolle, ich bin nicht der Mann, der sich zweimal hintereinander so ganz ruhig bestehlen läßt. Als ich den Spitzbuben fortlaufen sah, setzte ich ihm nach, er drehte sich herum und legte auf mich an. Ich hielt ihn für zu feige, um loszudrücken, übrigens war ich wüthend, so auf's Eis geführt worden zu seyn; darum ließ ich in der Verfolgung keinen Augenblick nach, weil ich es jedoch nicht gewöhnt war, auf diesen beweglichen Steinen herumzugehen, so strauchelte ich bei jedem Schritte; mit einem Male glitt ich aus und rollte in einen Abgrund

hinab, wo ich eine Weile ganz bewußtlos liegen blieb. Sie ſehen hier die Folgen meines Sturzes! . . . Der Dieb hat dieſe Gelegenheit benützt, um vollends zu entwiſchen. Ohne Zweifel wird er über die ſpaniſche Grenze gehen, und auf meine Koſten ein luſtiges Leben führen. Was mich anbelangt, ſo war ich ganz zerſchlagen und irrte im Gebirge herum, ohne zu wiſſen, welche Richtung ich einſchlagen ſollte und nur mit großer Mühe gelang es mir, mich bis hierher zu ſchleppen.«

Dieſe Erzählung erſchien Valentin nichts weniger als unwahrſcheinlich; er hatte einen grenzenloſen Abſcheu gegen die Zigeuner und von ihrer Seite erſchien ihm jede Schandthat möglich. Es beſchäftigte ihn daher nur noch der Gedanke, Montes Abenteuer mit dem Ereigniſſe am Teufelsbrunnen in Einklang zu bringen.

»Die Kühnheit dieſes Schurken iſt in der That außerordentlich,« begann er; »inzwiſchen, Capitain, iſt hier in der Nähe ein viel abſcheulicheres Verbrechen begangen worden.«

»Ein Verbrechen!« rief Montes erſchrocken aus; »wer hat es begangen?«

»Ich weiß es noch nicht, allein Gott wird ohne Zweifel den Miſſethäter entlarven . . . Sind Sie nicht vor zwei Stunden mit Ihrem Führer beim Teufelsbrunnen vorüber gekommen, Capitain Montes?«

»Jeandot hätte es Ihnen ſagen können; was mich betrifft . . .«

»Ich glaubte doch, Sie und den Zigeuner erkannt zu haben.«

»Wohl möglich; weiß ich's, wohin ich überall gekommen bin, was ich geſehen habe, was geſchehen iſt?«

»Haben Sie nicht einen Schuß aus Ihrem Carabiner gethan?«

Montes blieb eine Weile die Antwort ſchuldig.

»Nein,« verſetzte er endlich, »ich weiß es gewiß,

daß ich mein Gewehr dieſen Morgen kein einziges Mal losfeuerte.«

»Dann war es gleichfalls dieſer elende Zigeuner, welcher nach dem wilden Mädchen ſchoß und ſie wahrſcheinlich getödtet haben wird.«

»Das wilde Mädchen getödtet?«

Valentin erzählte, was ſich ſo eben am Teufelsbrunnen zugetragen hatte. Der Capitain hörte ihm aufmerkſam zu.

»Es iſt ein außerordentliches Unglück,« ſagte er mit bewegtem Tone; »Sie können ſich gar nicht denken, wie ſehr mich das Schickſal dieſes unglücklichen Kindes intereſſirt... allein noch will ich hoffen, daß Ihre Befürchtungen ungegründet ſind. Wäre ein ſolches Verbrechen für Jeandot mit irgend einem Nutzen verbunden, ſo würde ich ihn, ohne eine Augenblick zu zögern anklagen, denn er mußte, um in die Ebene zu gelangen, an jenem Orte vorbeigehen; allein wie ſollte man vermuthen, dieſer Menſch habe ohne Urſache und im Augenblicke, wo er ſich ſelbſt verfolgt ſah, dieſes harmloſe Geſchöpf ermordet?«

»Sie kennen dieſe elende Parias-Race nicht... bei ihnen iſt die Böswilligkeit ein Inſtinct, wie bei wilden Thieren! Sie finden am Morden ein grauſiges Vergnügen.«

Während dieſer Unterredung waren ſie bei der Schäferei angekommen. Giuſeppe war nicht darin und die Hütte ſchien ganz verlaſſen zu ſeyn. Valentin bot Montes beim Verbinden ſeiner Quetſchungen ſeine Hilfe an; allein der Capitain dankte ihm.

»Es iſt nichts, gar nichts,« ſagte er; »ich bin kein Weichling... ein wenig Waſſer wird genügen. Ich werde Sie nicht lange aufhalten, Herr Norbert; ich fühle mich ſchon viel beſſer... Ich will Sie nach dem Teufelsbrunnen begleiten und wir wollen mit einander den Leichnam dieſes armen Mädchens aufſuchen.«

»Wie, mein Herr, Sie wollten in dem Zuſtande in welchem Sie ſich befinden...«

»Ich würde Sie begleiten, Herr Norbert, ſelbſt wenn ich einen Arm gebrochen hätte, was glücklicherweiſe nicht der Fall iſt... Ich werde Ihnen wohl nicht viel helfen können, allein mein Eifer ſoll das erſetzen, was mir an Kraft abgeht.«

Valentin bereute es, gegen ſeinen Begleiter ein augenblickliches Mißtrauen gehegt zu haben, der ſich nun ſo anhänglich und menſchenfreundlich zeigte.

»Capitain Montes,« hob er im herzlichſten Tone an, »folgen Sie nicht ſo ſehr den Eingebungen Ihres guten Herzens. Ich fürchte...«

»Laſſen Sie das, laſſen Sie das, wir wollen keine Zeit verlieren. Sie kennen mich noch nicht zur Genüge, Herr Norbert, und das was Sie Großmuth nennen, iſt vielleicht nur das Bewußtſeyn einer gehelligten Verpflichtung... Sie ſollen bald erfahren, welches mächtige Intereſſe ich an dieſer Angelegenheit habe; denn ich will gegen Sie eben ſo aufrichtig ſeyn, wie Sie es gegen mich waren... Doch vergeſſen wir um des Himmelswillen nicht, daß die Arme vielleicht noch athmet und daß ſie, wenn man ihr ſchnell zu Hilfe eilt, vielleicht noch zu retten iſt.«

Bei Valentin bedurfte es dieſer Aufmunterung nicht, denn er zitterte bereits vor Ungeduld, und dachte nicht einmal daran, den Capitain um eine Erklärung ſeiner doppelſinnigen Reden zu bitten. Er begann die Stricke und Klammern zuſammenzupacken, welche Giuſeppe für derlei Gelegenheiten in einem Winkel ſeiner Hütte bereit hielt. Nachdem ſich Montes Geſicht und Hände gewaſchen hatte, um den Staub und das Blut zu entfernen, that er einen Schluck Branntwein, zwang den jungen Mann ein Gleiches zu thun und erklärte, er fühle ſich gänzlich wieder hergeſtellt. Er wollte ſogar einen Theil der Laſt bis zum Teufelsbrunnen tragen und bepackte ſich, un-

geachtet der Einwendungen des Ingenieurs mit den leichteren Gegenständen.

Als sie im Begriffe waren fortzugehen, hielt Montes den jungen Mann zurück und sagte zu ihm in ernstem Tone:

»Ich habe über Ihre gegen den Zigeuner erhobene Anklage nachgedacht, Herr Norbert, und finde es für nicht ganz unmöglich, daß Sie Recht hätten.«

»Wissen Sie vielleicht einige Einzelnheiten, die meine Annahme unterstützen?«

»Vielleicht... Erstlich hat der Zigeuner von Ihrer Erzählung kein Wort verloren.«

»Was liegt daran: die Geschichte der Familie von Villareal ist im ganzen Lande bekannt.«

»Ohne Zweifel; allein sie hatte für Jeandot Perez noch ein ganz besonderes Interesse. Ist denn nicht der Verdacht in Ihnen aufgestiegen, mein Führer sey einer von Biroben's Leuten?«

»Was sagen Sie?«

»Eine Wahrheit, welche mir jetzt sonnenklar ist.«

»Und der Mensch ist entwischt!« rief Valentin wüthend aus. »Mein instinctartiger Haß gegen ihn war also nicht ungegründet? Das war einer der Mörder der Familie von Villareal!... Oh, Capitain, warum sagten Sie mir es nicht früher?«

»Erst heute ist dieser Verdacht in mir aufgestiegen, als ich sah, welchen Schrecken ihm Ihre Gegenwart einflößte. Indem ich eine große Sicherheit zur Schau trug, wußte ich ihn dahin zu bringen, daß er mir es gestand; vielleicht habe ich meine Nachforschungen noch nicht weit genug getrieben, doch sollte der Zufall mir diesen Schurken je wieder in den Weg bringen... dem sey nun wie ihm wolle, der Mord des wilden Mädchens muß von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet werden.«

»Mein ganzes Blut geräth in Wallung, wenn ich

bedenke, daß ich einem jener Ungeheuer so nahe war, ohne an ihm Gerechtigkeit zu üben; doch ich gestehe es Ihnen, Capitain, ich sehe meinerseits nicht gut ein, welches Interesse den Elenden zu diesem neuen Verbrechen veranlaßt haben kann.«

»Erzählten Sie nicht die vergangene Nacht, Antonia von Villareal und die Wilde vom Montcalm sey ein und dieselbe Person?«

»Ich habe in dieser Hinsicht eine Vermuthung ausgesprochen, allein ich konnte dieselbe nicht als Gewißheit hinstellen, denn selbst jetzt, nachdem ich das Mädchen zum zweiten Male gesehen, wage ich es nicht, diese Behauptung auszusprechen.«

»Eine Vermuthung genügt oft, um einen solchen Schurken zum Aeußersten zu treiben ... Warum sollte übrigens Jeandot Perez nicht irgend ein besonderes Mittel haben, um Antonia von Villareal mit Bestimmtheit zu erkennen. Ein geheimnißvoller Umstand, ein äußeres Zeichen, welches ihm allein bekannt ist ...«

»Noch einmal, Capitain, selbst wenn wir Alles das gelten lassen, welcher Beweggrund konnte diesen Räuber veranlassen, dieses schwache, dem allgemeinen Blutbade entronnene Geschöpf so hartnäckig zu verfolgen?«

»Denken Sie nach ... wie wenn dieses Kind, die kleine Antonia, bei Vollbringung der That gegenwärtig gewesen wäre? Wie wenn sie die Urheber desselben kennte? Wie wenn sie bei wieder erlangter Vernunft und Sprache im Stande wäre, dieselben vor Gericht anzuklagen?«

Valentin schlug sich vor die Stirne.

»Ja, ja, Sie öffnen mir die Augen,« sagte er mit verzweiflungsvoller Miene; »der feige Schurke wird in seiner übertriebenen Furcht nicht weiter Untersuchungen angestellt und eine fremde Person erschossen haben ... denn das ist nicht Antonia, und Gott gebe, daß sie es nicht ist! Ich bin die unglückliche Ursache ihres Todes ... ohne mich

hätte das arme Mädchen noch lange glücklich und zufrieden in ihrer Einsamkeit leben können!«

Bei diesen Worten vergoß er heiße Thränen.

»Nehmen Sie einfache Vermuthungen nicht für Thatsachen an,« sagte Montes mit bewegter Stimme; »vielleicht sind dieselben gar nicht begründet; denken wir lieber an die Wirklichkeit und stellen wir unsere Nachforschungen an ... ob wir sie todt oder lebendig finden, wir müssen erfahren, wer sie ist.«

»Und mag sie wo immer seyn,« rief Valentin in höchster Aufregung aus, »wir werden sie retten, wenn noch Rettung möglich ist.«

Sie waren zur Hütte hinausgetreten und schritten eifrig vorwärts. Im Augenblicke, wo sie am Ausgange des Thales anlangten, schlug der Ton mehrer Stimmen an ihr Ohr; beinahe gleichzeitig bogen vier Männer um die Ecke und wurden in einiger Entfernung sichtbar.

Von diesen vier Personen waren zweie kräftige mit Mundvorrath und mit Gepäck beladene Gebirgsbewohner. Vor ihnen ging der Wirth von Suc her, bei welchem Valentin und Montes vor zwei Tagen übernachtet hatten, und der Zigeuner Jeandot Perez, dessen Erscheinung in der Oule-Blanche in diesem Augenblicke wirklich unerwartet kam.

Die Wahrheit zu sagen schien der Zigeuner keineswegs von freien Stücken zurückgekehrt zu seyn, denn er ging mitten unter den Gebirgsbewohnern als Gefangener einher. Der Wirth insbesondere beobachtete seine Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit und drohte ihm häufig mit Montes' Carabiner, dessen er sich bemächtigt hatte. Perez schätzte das Leben zu sehr, um diese Drohungen nicht zu beachten; er folgte daher seinen Begleitern ohne Widerstreben, und that sogar ganz sorglos und ruhig.

Bei ſeinem Anblicke wurden Norbert und Montes blaß.

»Er hat ſich alſo doch erwiſchen laſſen,« murmelte der Capitain.

Valentin warf ſein Gepäcke auf die Erde und lief den Ankommenden entgegen.

»Hier iſt der Mörder!« rief er aus; »Gott hat nicht gewollt, daß ſein Verbrechen lange unbeſtraft bleibe! Ungeachtet des Abſcheues, den er mir einflößt, werde ich ihn wohl zum Geſtändniß zu bringen wiſſen.«.

Montes ſchien während einiger Secunden in der ſchrecklichſten Aufregung zu ſeyn; doch erholte er ſich beinahe ſogleich wieder und ſchloß ſich Norbert an.

Ende des erſten Theiles.